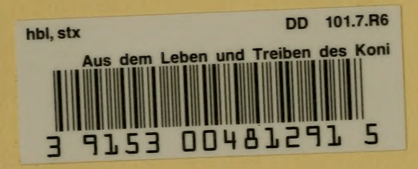
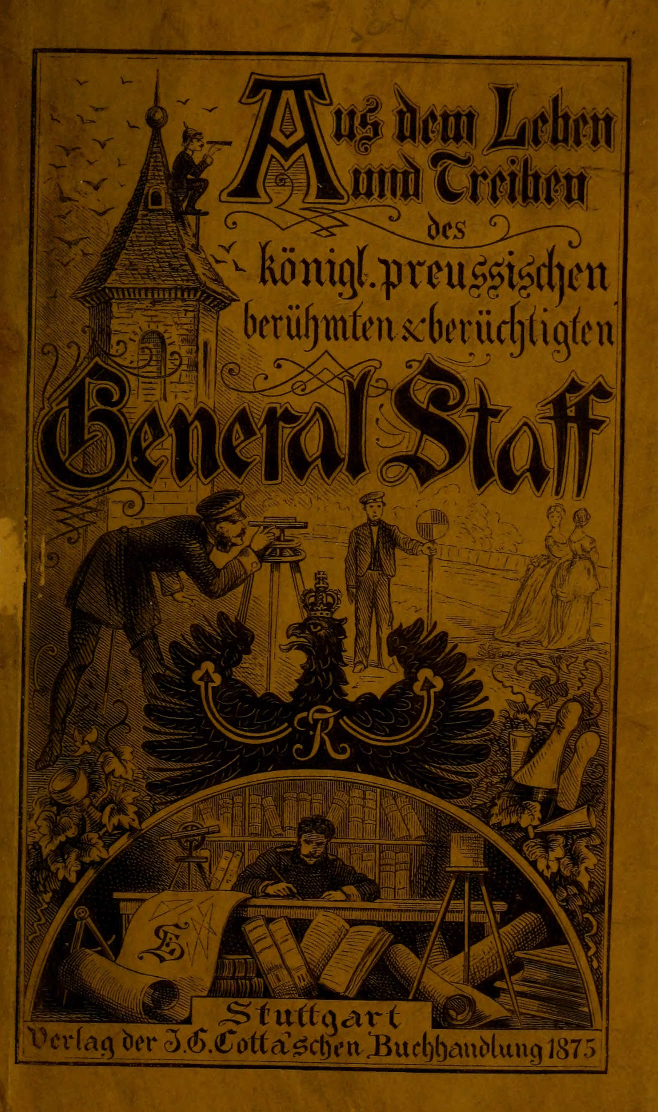
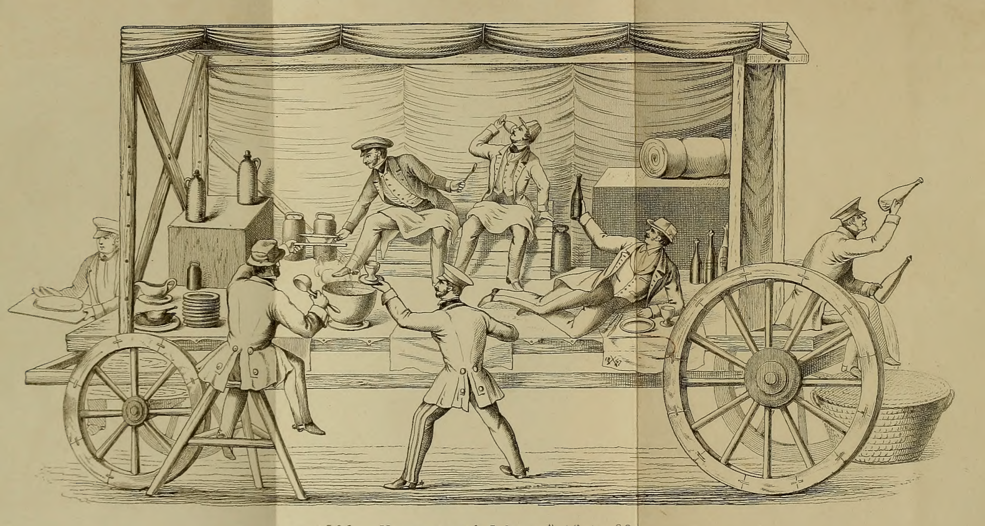

3 9153 00481291 5


Aus dem Leben und Treiben
des
königl. preussischen
berühmten & berüchtigten
General Staff
Stuttgart
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1875





1866: „Vor zwanzig Jahren" (Seite 89.)

Aus dem Leben und Treiben

des

Königlich Preussischen

berühmten und berüchtigten

General Staff.

Humoristisch-historische Reminiscenzen

von

Chevalier Th. Rodowicz von Oświęcinski,
Major a. D.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1875.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

I.

General Staff in seiner Kindheit.

Es war im glorreichen Jahre 1870—1871, als ein gescheidter Zeitungs-Correspondent die ungeheure Ente auf den Markt brachte: ein Engländer fahre in Frankreich umher, um mit eigenen Augen — natürlich mit Monocle und Binocle bewaffnet — den berühmten General Staff zu schauen, von dessen fabelhafter Thätigkeit tagtäglich in den Schlacht- und Zeitungsberichten zu lesen war.

Hui! das war doch einmal wieder eine Nachricht, über die man sich amüsiren konnte. Große und kleine Blätter und Blättchen druckten die pikante Mittheilung nach, vom unwissenden Engländer, der es sich einen ganzen Sack voll Pounds kosten ließ, um sich den Hochgenuß zu verschaffen, das neue Weltwunder, den gepriesenen preußischen Herrn General Staff zu sehen, ihn zu besuchen, ihn anzustieren und wo möglich um einen Rockzipfel als

kostbare Reliquie zu bitten, nöthigenfalls ihm solchen hinterrücks abzuschneiden.

„Nee, so'n Ochse!“ rief ein Berliner Schusterjunge aus, nachdem er die Dummheit des Engländers überlegen belacht hatte; „weeß der Schafskopp nich mal, daß der jroße Jeneralstab, denn den meent er doch, des Jebäude neben Kroll im Thiergarten is, un keen Jeneral nich, der Staff heeßt. — Vor so dümlig hätte ick die Engländers doch nich gehalten!“ — „Nee, ick och nich,“ ergänzte ein anderer, „det weeß hier doch jedes Kind, deß, wenn von den Jeneralstab in den Zeitungen die Rede is, daß denn die Jeneralstäbler mit die ponceaurothen Kragen un de breeten Streefen an die Hosen jemeent sind!“

Wie gesagt, die Ente war einmal losgelassen und sie watschelte über ganz Deutschland hin, zum Vergnügen der klugen Leute, welche dieselbe nicht an dem Gefieder erkannten, sondern sie für einen funkelnagelneuen Vogel hielten. Niemand dachte daran, daß der selige Meidinger schon ähnliche Quiproquos ergötzlich erzählt hatte. Man lachte eben, am meisten aber der pfiffige Zeitungs-Correspondent, der selber kaum geglaubt hatte, daß der alte, mit neuer Sauce aufgewärmte Witz solches Furore machen, so dankbar acceptirt werden würde.

Der Unsinn der Lüge lag ja auf der Hand.

Die Engländer haben zwar keinen besondern Generalstab, wie die Preußen, oder wie die Franzosen in ihrem „l'Etat-Major Général“, aber sie haben für ihre größeren Truppenkörper einen „Head-Quarters-Staff“, einen „General-Quartiermeister-Stab“, wie die Oesterreicher; sie haben ferner die gewöhnlichen „Staffs“, die aus den höheren Commandeuren und ihren Adjutanten bestehen. Der Engländer verbindet daher mit dem Ausdruck „Staff“ einen ganz ähnlichen Begriff, wie wir mit Stab, und auch dem dümmsten derselben wird es nicht einfallen, nach dem General „Stab“ zu recherchiren, nachdem er sich diesen Stab bereits richtig mit Staff übersetzt hat.

Doch, warum den Leuten den Spaß verderben? Gehen wir vielmehr auf denselben ein und betrachten wir den preußischen, resp. den deutschen „Großen Generalstab“ als eine Person. Wir sind heutzutage ja dazu berechtigt. Gibt es nicht viele große Gesellschaften — wie alle Actiengesellschaften — die als eine Person, und zwar als eine „juristische“ bezeichnet und betrachtet werden? Gibt es nicht viele Gemeinschaften und Vereine, die als „moralische Personen“ Geltung haben? Warum sollen wir denn den Großen Generalstab nicht auch als eine Person gelten lassen, deren juristische und moralische Eigenthümlichkeiten bei den Herren Franzosen aller-

dings ein verzweifeltes Kopfschütteln hervorgerufen haben. Wer kann es ihnen verdenken? Die vermaledeite Person des Herrn General von Staff soll sich jenseits des Rheins und der Vogesen höchst unmoralisch betragen haben. Und juristisch? Na, ich bitte zu grüßen! Steckt diese Person, diese unmoralische, so ohne weiteres die beiden Hausthürschlüssel von Straßburg und Metz in die Tasche und sagt bloß: „die gehören uns, die haben einen deutschen Bart!“ Ist das etwa juristisch?!

Wir müssen eingestehen, daß auf den Monsieur Staff ein eigenthümliches, ich will nicht gerade sagen, ein höchst zweideutiges Licht fällt. Doch hüten wir uns vor einem übereilten Urtheil. Dem Kerl ist nicht zu trauen; er ist klug, fein, schlau und könnte uns auf die Finger klopfen, wenn wir ihm böse Dinge nachsagen; dabei ist er leider nur zu thatkräftig und energisch, wenn er erst einmal angefaßt hat. — Also keine Ueberstürzung! Seien wir juristisch und moralisch, aber auch gründlich bei der Untersuchung über Geburt, Alter, Erziehung, Kindheit und Mündigkeit des berüchtigten und berühmten Herrn Staff. — Also: „vor's Brett“ mit ihm! Her mit den Personal-Acten!

Ja, da sitzen wir gleich von vornherein fest, denn Herr Staff hält seine Personal-Acten selber unter Schloß und Riegel, und höchstens dürfte Herr

Hofrath Louis Schneider um dieselben bitten, wenn es ihm einfallen sollte, ebenso die Geschichte des Generalstabs der Welt illustrirt vorzuführen, wie es mit der von verschiedenen Garde-Regimentern der Fall war. Uebrigens können diese Acten nicht vollständig sein. Ueber Zeugung, Geburt und Kindheit bis zur Mündigkeit des Monsieur Staff sind zuverlässige Nachrichten wohl anderen Orts zu suchen, aber zuverlässig bleiben sie uns auch anderen Orts vorenthalten.

Von einer actenmäßigen Darstellung, von einer Geschichtsschreibung kann und soll daher hier keine Rede sein; vielmehr wollen wir nur Geschichten und Geschichtchen zusammentragen, die uns die Tradition aufbewahrt hat. Es wird sich daraus schon ein Bildchen zusammenfinden, was dem Herrn Staff und seiner Kindheit nicht so ganz unähnlich sieht. Mag nachher der Retoucheur kommen und ergänzen und verbessern — wir haben nichts dawider und werden uns dazu freuen. Vorläufig müssen wir erhoffen, daß unsere Leser das unvollkommene Bild des Herrn Staff mit derselben Genügsamkeit betrachten, wie sie unseren Eltern und Voreltern so gut anstand, wenn sie die Silhouetten der lieben Häupter von Freunden und Verwandten andachtsvoll beschauten, und dem portraitirenden Künstler das ehrenvolle Zeugniß ausstellten: „Sehr schön

getroffen!" Dennoch hatte der Schelm ihnen, den Andächtigen, mit schwarzem Papier etwas weiß gemacht, besonders wenn das Portrait nur aus der Erinnerung angefertigt wurde.

Aber wo finden wir nun Diejenigen, welche sich der Kindheit des Generals Staff zu erinnern wissen? Wenn wir nur wüßten, in welches Zeitalter dieselbe fiel! Doch halt! Zu den Zeiten des großen Friedrich, aus denen der Ruhm der preußischen Armee datirt, da muß es doch schon einen famosen General Staff gegeben haben, der so herrliche Schlachten schlug! — O weh! die Kriegsgeschichte verschweigt uns den Namen, wenn wir nicht aus derselben herausfinden, daß Friedrich in höchst eigener Person, wie so vieles Andere, auch sein eigener General Staff der Armee war. Nur für die einzelnen Armeeabtheilungen finden wir General-Quartiermeister. Nur von solchen, nicht aber von einem „großen Generalstab" mit einem „Chef des Generalstabes der Armee" an der Spitze, finden wir in der spätern Geschichte der Freiheitskriege etwas verzeichnet, und wir haben somit schon die Gewißheit, daß Herr General Staff durchaus kein so ehrwürdiges Alter hat, wie Manche vielleicht glauben mögen.

Doch wann ist er geboren?

Lassen Sie uns, um zum Ziele zu gelangen, rückwärts zählen.

Heut nennen wir den lorbeerbekränzten Chef der Familie von Staff: Moltke. Vor ihm führte Rheyer das Scepter; vor diesem Krauseneck; ferner gab es einen Rühle v. Lilienstern, vor diesem aber einen Müffling.

„Müffling? Müffling? — Ei, von dem Mann glauben wir schon einmal gehört zu haben! — Hatte der nicht einen berühmten französischen Koch?"

Aber ich bitte Sie um alles in der Welt! Ist das eine Art und Weise, einen berühmten Mann zu kennzeichnen, indem man durch Andeutung seiner Vorliebe für eine gute Küche den Schein annimmt, als sollte der Bauch und nicht zuerst der Kopf desselben mit dem, was er der Welt leistete, unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken? — Indessen sehe ich, daß Sie den prächtigen Herrn wirklich kannten und jedenfalls an seinen Tafelfreuden Theil genommen haben. Vielleicht ist Ihnen aber dennoch unbekannt geblieben, daß derselbe Alles methodisch, wissenschaftlich behandelte, also auch seine Mahlzeiten.

„Die Nährung und Erhaltung des Körpers ist eben so wichtig, wie die des Geistes, ja sie muß derselben vorangestellt werden." — Nach diesem Grundsatze war denn auch der Koch die erste Person, welche zum dienstlichen Rapport zugelassen wurde.

„Na, mein Lieber, lassen Sie einmal das heutige Menu sehen!“ — Voll stolzen Selbstgefühls überreichte der also angeredete Koch sein Tagesprogramm. Jede Position wurde einer sorgfältigen Erwägung unterworfen. Ueber einzelne derselben entspannen sich oft heftige Debatten. War eine Einigung über die Zubereitung einer Sauce oder die Zusammensetzung eines Puddings nicht zu erzielen, weil der Koch seine nationalkochwirthschaftliche Würde durch besondere Zumuthungen gefährdet glaubte, und deßhalb seine Meinung durchzusetzen suchte, so führte Müffling das schwere Geschütz zur Entscheidung in die Schlachtlinie. „Nun, wir wollen gleich sehen, was der berühmte Carème darüber sagt.“ Damit langte er nach dem nichts weniger als verstaubten Classiker der höheren Kochkunst und, gestützt auf solche Autorität, erfolgte dann bald der Friedensschluß, nach welchem sich der Koch stets unter tiefer Verbeugung, aber zuweilen mit merklicher Zornesröthe in dem ohnedieß stets etwas echauffirt aussehenden Antlitz zurückzog. Nun erst durfte der Adjutant zum Vortrage gemeldet werden und die Staatsgeschäfte konnten jetzt mit gleicher Gewissenhaftigkeit, aber mit größerer Seelenruhe behandelt werden.

„Je nun, das ist Alles recht schön, aber bis jetzt wissen wir noch sehr wenig, was dieß Alles

mit der Jugendgeschichte des Generals Staff zu schaffen hat!"

Ja, Sie haben Recht! Aber wenn vom Essen und Trinken die Rede kommt, läuft man leicht Gefahr, sich zu verbeißen; doch wollen wir gleich wieder in das richtige Fahrwasser einlenken.

Wir waren bei Aufzählung der Ahnen des jetzt lebenden Generals Staff bis zu Müffling gelangt und weiter kommen wir eben nicht. Wir finden vor Müffling keinen General Staff als Chef der Familie „großer Generalstab" oder als „Chef des Generalstabes der Armee" verzeichnet und müssen somit Müffling als den Ur-Großvater des Generals Staff bezeichnen. Stellen wir deßhalb dessen Personalien erst fest, wobei wir uns hüten müssen, daß unsere Meldung nicht ähnlich ausfällt, wie die jenes Gendarmen (vergl. Meidinger S. 110): „Herr Polizeidirektor, der bewußte Müller ist richtig aufgefunden; er wohnt aber nicht in der Dragonerstraße Nr. 5, sondern in der Mulaksgasse Nr. 8, auch ist er nicht Schuster, sondern Waschfrau, und endlich heißt er nicht Müller, sondern Schulze!"

Ja wohl, auch unser Freiherr von Müffling heißt eigentlich nicht Müffling, sondern „Weiß". Wie das zusammenhängt, können wir nicht sagen und müssen Wißbegierige an den betreffenden Gendarmen in Halle verweisen, wo Müffling 1775 geboren

und für die Militär-Carriere erzogen wurde. Schon als junger Officier muß er sich durch besondere mathematische Kenntnisse und geodätische Studien ausgezeichnet haben, so daß er nicht allein zu den geodätischen Vermessungen in Westphalen und Thüringen herangezogen, sondern darauf auch, als Hauptmann und Quartiermeister-Lieutenant, 1804 in den Generalstab versetzt wurde. Den Feldzug von 1806 machte er als Chef des Generalstabes des Herzogs von Sachsen-Weimar mit und befand sich von 1809 bis zum Freiheitskriege in sachsen-weimarischem Civildienst. Im Jahre 1813 jedoch trat er wieder als Oberstlieutenant des Generalstabes in preußische Dienste zurück. In Folge der in der Schlacht bei Lützen erfolgten tödtlichen Verwundung des General Scharnhorst, Chef des Generalstabes der Blücherschen Armee, bei dem sich auch Gneisenau als Generalquartiermeister befand, scheint Müffling in dessen Stelle gerückt zu sein, in welcher er als Generalquartiermeister der schlesischen Armee in dem Hauptquartiere Blüchers verblieb, mit diesem als Generalmajor in Paris einrückte und zum Gouverneur von Paris, dann aber zum Chef des Generalstabes der Rhein-Armee ernannt wurde. — Im Feldzuge von 1815 finden wir Müffling im Hauptquartier Wellingtons, während Gneisenau wieder als Chef des Blücher'schen Generalstabes thätig war.

Dem Zusammenwirken Beider an verschiedenen Punkten muß es wohl mit zugeschrieben werden, daß die Schlacht bei Belle-Alliance mit einem so glänzenden Siege endete, der alsbald den Friedensschluß brachte.

Mit dem Frieden begannen die großen Friedensarbeiten, durch welche sich Müffling in der preußischen Armee unsterblich gemacht hat. Die gemachten Erfahrungen mußten verwerthet werden, und es war nicht die kleinste, von Müffling tief empfundene Sorge, daß unser Kartenwesen in Preußen noch völlig unentwickelt war. Gute Karten waren selten oder gar nicht vorhanden, noch seltener aber die Officiere, welche sie richtig zu benutzen verstanden. Das mußte anders werden. —

„Meine Herren," sagte Müffling, „wer ein richtiger Musikant werden will, der muß Noten lesen, Noten schreiben und spielen können. Wir sind Musikanten in den großen Concerten, wo statt der Bässe die Kanonen brummen, und unsere Notenblätter sind die Karten. Na, und was verstehen denn die meisten von Ihnen, meine Herren Officiere, von Ihren Noten — d. h. Kartenblättern? Können Sie dieselben lesen? Ja, profit! Ich habe manchen, selbst höheren Officier gesehen, der die Karte, auf welcher die Wege, welche er einzuschlagen, die Stellungen, welche er einzunehmen hatte, verzeichnet waren, rund herum drehte und keine Ahnung

davon hatte, wie nützlich die ihm dargereichte Karte für seinen Auftrag zu verwerthen war. — Können Sie Noten schreiben? d. h. eine erkennbare Skizze von einer Position machen, in der Sie sich mit Ihren Feldwachen und Vorposten befanden, von dem Colonnenweg, den Sie mit Ihren Truppen marschirten? Mit nichten, meine Herren! Grauenhaftes Zeug haben Sie mir da aus Belgien mitgebracht, und doch muß ich es benützen, eine Karte von diesem Lande, die uns noch gänzlich abgeht, zusammenzustoppeln. Nun, wie gesagt, wer nicht Noten lesen und schreiben kann, der kann auch nicht spielen — aber ich stehe Ihnen dafür, Sie sollen es lernen!"

War es denn aber auch ein Wunder, daß sich der biedere General so ereiferte? Vor ihm lagen die prächtig gearbeiteten Sectionen der französischen Aufnahme der Rheinprovinz, die berühmte Tranchot'sche Karte. „Oh!" rief er halb entzückt, halb schmerzlich, „wir haben von den Franzosen noch viel zu lernen — ein Königreich für einen Tranchot!"

Ja, aber es stand ihm kein Oberst Tranchot mit seinen geübten Ingenieur-Geographen zu Gebot, kein trigonometrisches Netz, welches den topographischen Arbeiten der Ingenieur-Geographen zu Grunde gelegt werden konnte, kein Officiercorps, in das nur hineingegriffen zu werden brauchte, um die für

dergleichen Arbeiten qualificirten Individuen herauszuziehen, wie dieß heutzutage möglich sein würde, wie es aber nicht erforderlich ist, weil die ganze Organisation der Armee es überflüssig macht.

Es gehörte der ganze Muth und gute Wille, die ganze Kraft und Kenntniß eines Müffling dazu, das gigantische Werk zu beginnen, den Baum zu pflanzen und zu pflegen, der voraussichtlich erst nach langen, mühevollen Jahren reife Früchte zu tragen versprach.

Was die trigonometrischen Vorbereitungen anlangt, welche den beabsichtigten topographischen Vermessungen zu Grunde gelegt werden mußten, so war Müffling hauptsächlich auf sich selbst und seine ausgedehnten geodätischen Kenntnisse angewiesen, und er gab sich der Riesenarbeit mit einem rastlosen Eifer, mit einer wahren Leidenschaft hin. Welche Officiere er aus dem Ingenieurcorps als Gehilfen herangezogen und herangebildet hat, ist uns unbekannt geblieben. Die Tradition aber hat uns einige Vorgänge aufbewahrt, welche Zeugniß davon ablegen, daß er nicht allein dem Drange der Nothwendigkeit bei seinen trigonometrischen Arbeiten folgte, sondern denselben mit wahrer Leidenschaftlichkeit ergeben war. So kam es zur Winterzeit nicht selten vor, als längst ein besonderes trigonometrisches Bureau organisirt und in Thätigkeit war,

daß der General den Adjutanten mit der Anfrage an die Trigonometer absandte, ob für ihn nichts zu rechnen sei? Er vermochte nicht mehr ohne Logarithmen und Dreiecksrechnung zu leben. Was Anderen Arbeit und Anstrengung, war ihm Erholung und Zerstreuung nach anderen schwierigen Arbeiten. In den zu geodätischen Vermessungen geeigneten Sommermonaten aber waren hohe Berge, Kirchthürme oder Signale, welche zu trigonometrischen Beobachtungen als Hauptdreieckspunkte ausgewählt waren, der Lieblingsaufenthalt des Generals. Andere Menschenkinder würden weit entfernt davon gewesen sein, das Liebliche an solchen Aufenthalten herauszufinden und anzuerkennen, besonders soweit es die alten Dorfkirchthürme mit ihrem hundertjährigen Staub, Eulen- und Dohlenmist, mit ihren morschen Leitern und engen Luken betrifft. Sie müssen forcirt werden, um eine für die Arbeit ersprießliche Aussicht, einen Standpunkt für den Theodoliten zu trigonometrischen Arbeiten zu gewinnen.

Ein junger, schlanker Lieutenant kommt bei solchen trigonometrischen Excursionen natürlich viel besser fort, als ein nach dem System Carème wohlgenährter General. Dieß den gütigen Lesern recht anschaulich zu machen, greifen wir den Erzählungen des fünften Abschnittes vor und führen schon jetzt unseren

berühmten Geodäten Müffling in einer Situation vor, wie sie uns die Tradition überliefert hat.

Mit Mühe hatte sich Müffling durch die enge Luke eines Dorfkirchthurms gezwängt und seine Winkelbeobachtungen vollendet. Jetzt galt es, den schwierigen Rückzug anzutreten. Schon haben die Füße die unsicheren Sprossen der alten Leiter erreicht und nur die zärtliche Besorgniß um das Wohlergehen des kostbaren Theodoliten vermag das starke Gemüth des Generals für den Augenblick zu bedrücken. Aber hilf, Himmel! „Der Geist war willig, aber das Fleisch zu — stark," d. h. das wohlgerundete Leibchen des Generals spottete allen Anstrengungen desselben, ihn durch die Luke zu zwängen. Das Bäuchlein schloß dieselbe hermetisch. Zu groß war bereits die Kraftanstrengung gewesen; jetzt ging es weder rückwärts noch vorwärts. Ein Zimmermann mußte aus dem Dorfe geholt werden, den Thurm von außen auf den zusammengebundenen Feuerleitern der Gemeinde mit größter Lebensgefahr besteigen und — den General aushauen, d. h. die Luke vergrößern und den Gefangenen befreien.

„Si non vero e ben trovato," wird Mancher sagen; aber glücklicherweise war ein, seiner Zeit weit vorausgeeilter Photograph zur Hand, welcher das kostbare Bild fixirte und es in unsere Mappe lieferte, die mit ihren Schätzen unseren wißbegierigen Lesern

leider verschlossen bleiben muß, so gern wir den Einblick gestatten möchten.

Wir müssen die trigonometrische Laufbahn des Generals hier schon wieder verlassen, um zunächst zu untersuchen, wie der Samen für die Topographie gestreut wurde. Nur im Allgemeinen sei noch bemerkt, daß Müffling den schwierigen geodätischen, resp. astronomischen Vorarbeiten, welche den Arbeiten der Trigonometer vorangehen müssen, vorläufig dadurch entging, daß er die französischen Arbeiten dieser Gattung, auf welchen die Tranchot'sche Rheinaufnahme basirte, benutzte.

Das französische Dreiecksnetz schloß am Rhein mit dem Hauptdreieck: Coblenz, Löwenburg (Siebengebirge), Michelsberg (Eifel) ab. Von diesem Dreieck führte Müffling die Kette weiter und stellte ein Hauptdreiecksnetz quer durch ganz Deutschland her, so daß es an der österreichischen Grenze mit dem Hauptdreiecksnetz dieses Staates verbunden und später mit dem russischen Netz verknüpft werden konnte.

So wußte der gelehrte und erfahrene, kühne Baumeister das Fundament herzustellen für den großen Bau. Aber trigonometrische Netze sind noch keine Karten. Die größere Schwierigkeit lag immer noch in dem Mangel an Detailaufnehmern, die doch in großer Menge vorhanden sein oder herangebildet

werden mußten, wenn der preußische Generalstab bald, und nicht erst nach vielen Decennien, mit Karten versehen werden sollte, wie sie dem Bedürfniß bei der Kriegführung entsprachen.

Ein Ingenieur-Geographen-Corps nach Muster des französischen und in solcher Vollzähligkeit herzustellen, wie jenes, war eine Unmöglichkeit. Immer aber sollte doch eine kleine, mit den Vermessungsarbeiten von vornherein vertraute Abtheilung von Ingenieur-Geographen organisirt werden, welche den Stamm des topographischen Aufnahme-Corps bilden sollte.

Es wurden zu diesem Zweck Fähnriche und junge Lieutenants aus dem Ingenieur-Corps herangezogen; doch scheinen auch noch andere qualificirte Personen in dieß wenig zahlreiche Corps Eintritt gefunden zu haben, wie z. B. der rühmlichst bekannte Dr. Heinrich Berghaus, welcher bereits im Jahre 1811 im kaiserlichen Corps für Brücken- und Chausseebau, dann 1815 unter General Tauenzien gedient und durch gediegene geodätische und geographische Kenntnisse die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, daher auch bei den trigonometrischen Arbeiten Müfflings verwendet wurde.

Andere Mitglieder dieses Corps, auf das wir später noch zurückkommen werden, und das seinem französischen Vorbilde niemals entsprochen hat, finden

wir später in der Armee: den General Krauseneck als Chef des Generalstabes der Armee, die Ingenieur-Obersten Fromm und Schwindt ꝛc.

Um eine topographische Abtheilung des Generalstabes zu bilden, erfolgte jetzt, 1816, eine Aufforderung an alle Officiere der Armee, welche Qualification und Lust zu den Vermessungsarbeiten haben möchten, sich zu Coblenz beim Hauptmann Knackfuß zu melden.

Dieses kleine Männchen hatte sich dadurch bemerklich gemacht, daß er in eine große Karte vom Harzgebirge, jedoch ohne Bergzeichnung, die Gebirgsformation in wahrhaft charakteristischer Weise eintrug. Es blieb diese Karte, welche auf Leinwand gezogen stets an der Wand hing, bis an sein Lebensende der Stolz desselben, und ein jeder Besucher wurde von ihm auf dieselbe aufmerksam gemacht. Was er im Uebrigen selbst als Aufnehmer und Topograph zu leisten vermochte, ist uns unbekannt geblieben, läßt sich aber leicht ermessen aus dem ersten Unterricht, den er an die Uneingeweihten ertheilte.

Nicht mit Unrecht begann er damit die Schafe von den Böcken zu sondern, indem er sämmtliche Auserwählte zum Copiren der Tranchotschen Sektionen und anderen guten Vorlagen anhielt, um beurtheilen zu können, wie weit jeder Einzelne in der

Zeichenkunst vorgeschritten war, resp. darin weiter ausgebildet werden mußte. Da fand es sich denn, daß in der edlen Kunst noch sehr wenig geleistet wurde, daher sehr viel gelernt werden mußte. Knackfuß, so klein er von Person war, so groß fühlte er sich jetzt in seinem bedeutungsvollen Amte. Das Licht der Gnade leuchtete denen, welche schon etwas Brauchbares zu Stande zu bringen vermochten und die desto fleißiger waren, je mehr Freude sie an der Arbeit hatten. Aber als ein strenger Vorgesetzter zeigt er sich denen, welche mehr Caricatur- als Kartenzeichner zu sein schienen und daher der Nachsicht noch mehr bedurften, als es ihrem Meister lieb war. Wehe ihnen, wenn er wirkliche Unaufmerksamkeiten und Fehler in ihren Kunstproduktionen entdeckte.

„Na hören Se, was haben Se denn da hingekratzt?! das sieht ja weiß Gott aus, als hätten Se eenen Fliegenkopp da zerquetscht! — was soll denn das bedeuten?" —

„Eine Wassermühle, Herr Hauptmann. Sehen Sie, hier steht sie auf dem Original ebenso." —

„Was ebenso?! Herr, widersprechen Sie nicht, Sie müssen in Ihrem Leben noch keene Wassermühle gesehen haben. Ich verbitte mir solche Wassermühlen!" — Zu einem Anderen gewendet: „Lieutenant Bach, kommen Se mal her!" — Zu Befehl,

Herr Hauptmann." „Was is denn das?! Habe ich Ihnen nich gesagt, Se sollen die Berge mit deutsche Sprache beschreiben?" „Zu Befehl; ich glaubte nur, weil der Name auf dem Original mit lateinischen Buchstaben geschrieben sei" — — „Ach dummes Zeug mit Ihrem Latein. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß es sich besser unterscheidet, wenn die Berge ausnahmsweise mit deutsche Sprache beschrieben werden!"

Dergleichen lehrreiche Intermezzos kamen zur Erheiterung des ganzen Topographen-Corps fast täglich vor. Endlich glaubte der große Meister wenigstens einen Theil seiner Jünger so weit herangebildet zu haben, um sie in die Mysterien der Feldarbeit der Topographie einführen zu können. Er bezeichnete dieselben mit Namen, und der Tagesbefehl lautete: „Morgen früh neun Uhr stehen Sie beim Gasthaus zur goldenen Taube und bringen Sie Ihre Croquis-Planchette, Taschenbuch, Messer, Bleistift, Gummi und was Sie sonst noch brauchen mit, damit Sie das militärische Aufnehmen lernen, was man „Croquiren" nennt. Haben Sie verstanden?" — „Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Alles sah sich vergnügt und bedeutungsvoll an. Jeder dachte sich sein Theil, Niemand sprach aber aus was er dachte und anderen Tages, schon lange vor neun Uhr, waren die Officiere bei der „goldenen

Taube" versammelt, die selber vom Wirthshausschild herniederschaute als wollte sie sagen: „Nun bin ich doch neugierig, was sich hier entwickeln wird?"

„Noch fünf Minuten!" sagte ein Officier, nach der Uhr sehend; aber schon hörte man langsame, schwere Schritte und bei jedem das Anklappen des Degens an die Ferse des um die Ecke biegenden, den Berg erklimmenden Hauptmannes. Derselbe hatte nämlich die Gewohnheit seinem verhältnißmäßig zu langen Degen in den Rockschlitz, statt in eine besondere Degenkuppel einzuhängen, wodurch er in eine schiefe Lage gerieth und entweder an den linken Stiefelhacken oder gar auf das Steinpflaster aufschlug, kurzum stets klappte.

„Jun Morgen, meine Herren! Na hübsch pünktlich, das freut mir und wir können gleich anfangen."

Hierauf tritt Hauptmann K. seitwärts, schaut sich nachdenklich mit Feldherrenmiene nach allen Seiten um und ruft:

„Lieutenant Müller!" — „Hier!" — „Kommen Se mal her! — Sehen Sie da die Windmühle?" — „Zu Befehl, Herr Hauptmann!" — „Na denn, croquiren Sie mal — dreihundert Schritt rechts, dreihundert Schritt links! — Lieutenant Schulze, kommen Sie mal her! Sehen Sie da die Pappel?" — „Zu Befehl, Herr Hauptmann!" — „Herr Gott, wo gucken Sie denn hin? Da is ja keene Pappel,

wo Sie hinsehen! Hier, die meine ich ja — jo passen Sie doch uf!" — „Wollte nur gehorsamst fragen, wie ich über den Bach kommen soll, der da quer durch fließt; eine Brücke sehe ich nicht." — „Das ist Ihre Sache, wie Sie hinüber kommen; Bäche findet der Topograph überall! — Dreihundert Schritt links, dreihundert Schritt rechts von dem Alignement bis zur Pappel haben Sie zu croquiren." —

So bekam ein jeder der anwesenden Officiere sein Alignement mit „dreihundert Schritt rechts, dreihundert Schritt links," und zuletzt erhielten Alle ein: „Na gut Morgen, meine Herrn, un nu hübsch fleißig un accurat!" womit sich der Herr Vermessungsdirigent, flipp, flapp mit der Degenscheide an den linken Stiefelabsatz, empfahl.

Natürlich schauten die Herrn Officiere einander etwas verdutzt an. Mancher Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln. Als aber der gestrenge Herr Hauptmann seine werthe Person erst um die Ecke dirigirt hatte und auf Schußweite entfernt war, da brach lauter Jubel los und der Vorschlag eines melancholisch darein schauenden Lieutenants, vor dem Aufnehmen sich erst mit dem Einnehmen in der goldenen Taube zu befassen, fand ohne persönliches Abstimmen die Annahme durch Acclamation. Nur der Lieutenant Baever stellte

das Amendement: sich nicht „dreihundert Schritt links, und dreihundert Schritt rechts“ von der goldenen Taube zu entfernen, denn sein Freund, der Hauptmann N. vom Ingenieur-Corps, habe die freundliche Zusage gemacht, sich der armen Topographen in ihrer Noth anzunehmen und sie in ihrer Kunst zu unterweisen.

So geschah es denn auch und der biedere Knackfuß erlebte eine große Freude, als er sah, von welchem Erfolg sein erster Unterricht im militärischen Croquiren sich gezeigt hatte. „Na sehen Sie wohl, Schulze, sind doch über den Bach gekommen! Wenn man Lust und guten Willen hat, so geht Alles!“

Ueberlassen wir jetzt Topographen und Trigonometer ihrem Schicksale auf einige Zeit, um sie in ihrer Entwicklung nicht zu stören. Ihre Leistungen überwachte gewiß stets das Auge des Generals Müffling, der dabei jedoch nicht allein diesen Notenschreibern der Generalstabsmusik seine Aufmerksamkeit zuwandte, sondern auch den Musikanten selbst, welche sie spielen sollten.

Ein solches Musikanten-Chor für höhere militärische Concerte, ein selbstständiger General Staff, existirte noch nicht, vielmehr nur ein zweites Departement des Kriegsministeriums.

Erst im Jahre 1820 wurde ein „Großer

Generalstab" mit seinem topographischen und trigonometrischen Büreau, seiner Plankammer und Bibliothek und was sich sonst noch daran knüpft, von Coblenz nach Berlin verlegt und wir müssen daher das Jahr 1820 als eigentliches Geburtsjahr des berühmten General Staff anerkennen und den Freiherrn von Müffling, welcher von da ab den Titel „Chef des Generalstabes der Armee" führt, als den würdigen Vater desselben.

Von jetzt ab entwickelte sich der junge Staff in der bewundernswürdigsten Weise. Aber die Tradition läßt uns hier im Stich und macht es unmöglich die Wege zu verfolgen, auf denen Papa Müffling die Erziehung seines Kindes zu erreichen wußte, auf das nach einem halben Jahrhundert die Augen der ganzen Welt gerichtet sind. Aus dem Kinde ist ein reifer Mann geworden, der seinen Ruhm durch unsterbliche Thaten der Welt verkündete. Nicht, daß er ein halbes Jahrhundert dazu bedurft hätte; vielmehr hatte es in der langen Friedensperiode nur an Gelegenheit gemangelt, von der längst erlangten Mannesreife Zeugniß abzulegen vor der Welt.

Papa Müffling war noch ein Jahrzehnt hindurch der liebevolle Vater und der gewissenhafte, weise Erzieher seiner Kinder. Seine Liebe hatte indessen mitunter auch ihre Launen, wie deutlich daraus

hervorgeht, daß er eines schönen Tages die Häupter seiner Lieben um sich zur Tafel versammelte. Aber statt der leckeren Gerichte nach dem System Carème wurden sehr einfache Speisen aus einer guten Restauration aufgetragen, die der Papa mit $7^1/_2$ Silbergroschen pro Person bezahlte und seinen Kindern dabei die Trostworte zurief: „Meine Herren, es ist in der Welt nichts unbequemer als Wohlbeleibtheit! Schauen Sie auf mich — er rieb sich das Bäuchlein, das seit der fatalen Kirchthurmsaffaire nichts weniger als abgenommen hatte — und glauben Sie mir, ich spreche aus Erfahrung. Ich habe Sie Alle zu lieb, als daß ich Ihnen die gleichen Erfahrungen wünschen sollte und habe daher dafür Sorge getragen, daß Sie von nun ab mit einem frugaleren Speisezettel als bisher bedient werden und wünsche übrigens wohlzuspeisen!"

Ach! Alles ist vergänglich in der Welt und selbst dieß frugale Mahl à $7^1/_2$ Sgr. verschwand später von der Karte, und die schönen Menageschüsseln und Bestecks vertrauerten einsam in verstaubtem Schranke ihr verfehltes Daheim, nachdem Papa Müffling im Jahre 1832 seinen heranblühenden Sohn Staff verlassen, um das Commando des VII. Armee-Corps und später noch höhere Posten, 1841 das höchste Staatsamt, als Präsident des Staatsrathes, neben anderen wichtigen Aemtern zu übernehmen.

Daß der Jüngling Staff die ihm angebahnten Wege auch ferner nicht verließ; daß er des Wortes seines Papas „wer ein guter Musikant werden will, muß vor Allem Noten lesen und schreiben können," eingedenk blieb, werden wir im folgenden Kapitel zu bestätigen suchen, indem wir, statt aller mangelnden Details über das Jugendleben des General Staff, ihn selber — zwar nicht mehr „wie er ißt und trinkt" — wohl aber, wie er in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr ist und arbeitet, schildern und betrachten wollen, um dadurch zu dem Schluß zu gelangen, daß die Leistungen des gereiften General Staff nicht als Resultat glücklicher Zufälligkeiten betrachtet werden dürfen, sondern daß sie die Früchte langjährigen weisen Strebens und ernster Arbeit sind, die Niemandem unverdient in den Schooß fallen.

II.

General Staff in seiner Jugend.

Suchen wir den jungen General Staff zunächst in seiner Wohnung auf. — Noch wohnt er nicht in dem stolzen Generalstabsgebäude im Thiergarten, von dem aus ihm der Blick auf die prachtvolle Siegessäule theuere Erinnerungen an die ruhmreiche jüngste Zeit erweckt. Noch wohnt er, als bescheidener Jüngling, so zu sagen chambre garnie, in einem einfachen Hause, Behrenstraße 66. Wir würden Mühe haben dasselbe aufzufinden, wenn es nicht durch die beiden Wachtposten mit ihren Schilderhäusern gekennzeichnet wäre.

Ueberschreiten wir die zwanzig Treppenstufen, welche von der Straße zu dem Parterre in die Höhe führen. Die Beletage ist die Dienstwohnung des Chef des Generalstabs der Armee; in derselben haben wir Nichts zu suchen. Die Locale im Parterre rechts nehmen die Bibliothek des großen Generalstabes ein, soweit sie Bücher, als Specialitäten,

nicht in den übrigen Dienstlocalen untergebracht sind. Wir haben nicht Zeit dieselben zu mustern, bemerken aber dennoch, daß viele auf ihrem Lederrücken mit einem großen goldenen N. bedruckt sind. Wir schließen daraus, daß Papa Müffling seinem lieben Kinde ein paar Bilderbücher aus Paris mitgebracht oder vererbt hat. Das größte derselben schlagen wir neugierig auf und siehe da! der mächtige Foliant erweist sich als ein Militär-Atlas von Frankreich. Auf jeder Karte ist irgend eine militärische Specialität sauber verzeichnet und durch ein Renvoi erläutert. So auf der einen die Marine-Etablissements und Schiffswerften, auf der andern Geschützgießereien und Artillerie-Werkstätten; Gewehrfabriken und Pulvermühlen füllen noch andere Blätter. Vor Allem fehlt nicht die Eintheilung Frankreichs in die Militär-Divisionen. Kurzum, wenn man den Atlas durchblättert hat, so kennt man die Organisation der französischen Armee besser, als nach jahrelangen Reisen und Forschungen. Das Interessanteste dabei sind die am Rande der Blätter von der Hand Napoleons mit rother Dinte niedergeschriebenen Notizen, welche als Beweis dafür dienen, daß dieser Atlas kein bloßes Schaustück der Bibliothek Napoleons vorgestellt hat. In der übrigen Parterre-Localität rechts befindet sich die Geschichts-Abtheilung des Generals.

Das linke Parterre ist mit Eisengittern an den Fenstern versehen, denn es enthält nicht allein das Kassenzimmer, in welchem die Raten des Taschengeldes unseres General Staff aufbewahrt werden (zu jener Zeit 25,000 Thaler p. a.), sondern auch die Plankammer, mit den auf Leinwand gezogenen Originalaufnahmen, den auf Stein gravirten Reductionen in vielen Exemplaren dieser Aufnahme-Sectionen, der sogenannten „Generalstabskarte"; endlich den Generalstabskarten anderer Staaten in einer entsprechenden Anzahl von Exemplaren; Festungspläne und dergleichen befinden sich in den Archiven der betreffenden Abtheilungen des Generalstabs. Derselbe hat seine Dienstlocalitäten in der sehr bescheidenen zweiten Etage des Gebäudes. Die drei Abtheilungen desselben sind damals noch mit „Westliches, Mittleres und Oestliches Kriegstheater" bezeichnet. Außer diesen Kriegstheatern befindet sich das Bureau des Adjutanten des Chefs des Generalstabs der Armee, sowie ein Lesezimmer in der Etage. In diesem sind alle militärisch wichtigen Zeitungen ausgelegt.

Im Seitengebäude befindet sich der Instrumentensaal, in welchem nicht allein die gangbaren Vermessungs-Instrumente der Trigonometer und Topographen ihre Winterquartiere haben, sondern auch manche andere, alte Theodoliten ꝛc., Unterkommen

fanden. Außerdem machen sich dort die vier großen Etalons für Grad- respective Basismessungen etwas breit. Trotz ihrer äußeren Unscheinbarkeit sind dieß ganz wichtige und interessante Burschen, die im In- und Auslande schon des Tages Last und Hitze getragen haben. Sie sind vom berühmten Astronomen und Geodäten Bessel construirt worden und waren damals schon zu Gradmessungen bei Königsberg, darauf in Dänemark und Schweden benützt worden, wie später bei Berlin, Bonn und in Belgien. Ganz ebenso construirte Etalons finden sich in der Royal-Map-Office in Southampton vor, wo sie allerdings in einem vornehmeren Asyl, in der dortigen Sternwarte des großartigen Instituts untergebracht sind und sich selbstredend dort auch der vornehmen Gesellschaft eines großen Passagen-Instrumentes und anderer astronomischer Instrumentenschätze erfreuen, nach denen man in Berlin, wenigstens bei General Staff, vergeblich suchen würde.

Unter dem Instrumentensaal befindet sich die Buchbinderei, in welcher die Meßtische der Topographen mit Papier bespannt, sowie die Pläne und Karten auf Leinwand gezogen werden.

Im Quergebäude des Hinterhauses finden wir das trigonometrische Bureau, wie das topographische und Zeichenbureau. In ersterem ist der Fußboden weich gepolstert, vielleicht damit eine herunterfallende

Logarithme kein störendes Geräusch macht. Wahrscheinlicher jedoch steht die Polsterung in Zusammenhang mit der unter dem Bureau befindlichen Wagenremise, welche im Winter keine angenehme Nachbarschaft ist für die, nur mit Kopf und Hand arbeitenden Trigonometer. Wir müssen auch in diese Remise noch einen Blick hineinwerfen. Nicht, daß uns die Carrosse des Chefs des Generalstabes der Armee interessirt, sondern weil bescheiden im Hintergrunde noch ein anderes Vehikel schimmelt, nicht schimmert. Es ist die trigonometrische Kalesche, wie die Vorrichtung am Hintertheil zum Anschnallen des großen Theodoliten andeutet. — Nun, man kann beim Anblick dieser Kalesche nicht gerade sagen, daß General Staff mit seinen 25,000 Thalern Taschengeld großen Luxus treibt, noch weniger, daß sie den Trigonometer anheimelt. Bei Tage die Reise mit derselben anzutreten, dürfte, schon der Berliner Jungen wegen, nicht rathsam sein, da diese gewiß ihr „Pietsch kommt!“ erschallen lassen würden; außerdem aber würde die Aufmerksamkeit aller Curiositätenfreunde auf diese Landpastorenkutsche gelenkt werden, die zwanzig Meilen im Umkreise der Residenz als Unicum dastehen würde, wäre nicht die Staatskalesche des Fürsten von Schönburg zu Tempelhof, an der seiner Zeit ein Kutschenschlag ganz fehlte, der andere aber desto sicherer mit Bindfaden ange=

bunden war. — Jedoch „tempora mutantur und die Kaleschen in ihnen.“ Wir können daher nicht behaupten, daß die Trigonometerkutsche noch heut existirt; die fürstliche Kalesche und ihr später wieder sehr reich gewordener Besitzer existiren nur noch in der Erinnerung Derer, die sie gekannt haben. — Doch da wir einmal das Kapitel des Wechsels, der Vergänglichkeit und der Curiositäten zu berühren Veranlassung hatten, so sei hier noch des sehr schön von Mahagoniholz gearbeiteten Modells eines optischen Telegraphens gedacht, das sich in einem der Vorsäle der Generalstabs-Localitäten befindet oder befand, denn es gehört der überwundenen Zeitperiode an, wo die große Erfindung der electromagnetischen Telegraphen noch nicht gemacht war, das Bedürfniß der Telegraphie — für Staatszwecke zunächst — mehr als je empfunden wurde. Diesem Bedürfniß zu entsprechen, wurde vorübergehend die optische Telegraphie vom Staate adoptirt und das dabei befolgte System ist durch dieß schöne Modell repräsentirt, an welchem der als General und Telegraphendirector verstorbene O. Etzel die Jünger der neuen Kunst für ihren Dienst instruirte und befähigte, während der Bau der wirklichen Telegraphen stattfand. Hiermit dürften wir einen genügenden Ueberblick von dem Aufenthalte des jungen General Staff, genannt „Großer Generalstab“ gewonnen haben,

und wir wollen nun dazu übergehen, denselben in seiner Thätigkeit darin zu belauschen.

Zuvor müssen wir eine erläuternde Erklärung über die beiden Bezeichnungen „Generalstab der Armee“ und „Großer Generalstab“ einfließen lassen, um Mißverständnissen vorzubeugen. Wie der Chef des Großen Generalstabes zugleich oder vor Allem „Chef des Generalstabes der Armee“ ist und so bezeichnet wird, so gehören auch die Officiere des Großen Generalstabes dem Generalstabe der Armee an. Derselbe bestand zu der Zeit, die wir im Auge haben, außer seinem Chef (und dem dienstleistenden Adjutanten, der jedoch der „Adjutantur“ angehört) aus einem Generalmajor, fünf Obersten, fünf Oberstlieutenants, siebzehn Majors, zwanzig Hauptleuten und einem Premierlieutenant. (Etatsmäßig sind Lieutenants eigentlich nicht.) Außerdem waren noch fünf Obersten (darunter v. Radowitz als Bundestagsgesandter und O. Etzel als Telegraphendirector), ferner zwei Majore dem Generalstabe aggregirt.

Von diesen Officieren des Generalstabes der Armee befinden sich bei jedem Armeecorps ein Oberst (eventuell Generalmajor oder Oberstlieutenant) als Chef des Generalstabes des betreffenden Corps, zu welchem außer ihm ein Major und ein Hauptmann zählen. Sie versehen die General-Quartiermeister-

dienste bei der Armee und gehen aus dem Großen Generalstabe, welcher den Stamm und die Schule derselben bildet, hervor.

Die Officiere des Großen Generalstabes stehen nun entweder als Chefs oder Dirigenten an der Spitze einer Abtheilung desselben oder sind einem der drei Kriegstheater zur Dienstleistung überwiesen, resp. in denselben zu ihrer Ausbildung beschäftigt, bis sie unter schneller Beförderung zu höheren Posten commandirt werden. Auch sind sie meist Lehrer an der Kriegsschule.

Wer sind nun diese Auserwählten, diese Bevorzugten? Sind es die hochgeborenen Söhne der Familien, welche dem Throne nahe stehen? Sind es die Sonntagskinder des Glücks, das sein Füllhorn blindlings in den Schooß seiner Günstlinge ausleert? Oder haben wir es mit einem Elitecorps zu thun, welches, ohne Ansehen der Person, nur dem wahren Talent und gediegenen Kenntnissen seine Arme öffnet?

Wir gelangen auf zwei Wegen zu einer sicheren Beantwortung dieser etwas heikligen Frage. Einerseits, indem wir die Stufenleiter betrachten, auf welchem es jedem Officier der Armee in den Olymp zu klettern möglich wird, und auf welcher allein er heutzutage, der Regel nach, in denselben gelangen kann, andererseits aber, indem wir einen Blick auf das Herkommen Einzelner werfen, deren Namen

rühmlichst bekannt und in der Liste des Generalstabs zu finden sind.

Gleich an der Spitze steht der General der Infanterie von Krauseneck, dessen Brust die höchsten Orden bedecken. Welcher Herkunft ist der hohe, stolze und schöne Mann? Er ist der Sohn eines einfachen Müllers, als Geometer ausgebildet, begann er als Ingenieur-Geograph seine hohe Militär-Carrière und hat während derselben längere Zeit sogar im Ersten Garderegiment des Königs das Füselierbataillon desselben ausgezeichnet commandirt. Da ist ferner der Oberst O. Etzel, der ursprünglich Apotheker, wie Oberstlieutenant Kusserow der Chirurgus und Laue, der Buchhändler und Verleger der schönen Lieder: „Als Noah aus dem Kasten war“ und „An Schlosser hat an Geselle gehatt“ war; da sind die Majore Schmidt und Baeyer, deren einer Uhrenmacher, der andere ein Theologie beflissener Bauernsohn aus Müggelsdorf bei Berlin war. (Irren wir nicht, so war auch der Nachfolger des General v. Krauseneck, v. Rheyer, wie Ascher des Ingenieurcorps, Dorfkinder.) Nun, das dürften, bei einem verhältnißmäßig kleinen Corps schon der Beispiele genug sein, um darzuthun, daß nicht Protection und hohe Geburt zum Eintritt in den Generalstab berechtigen. Das Auffällige des Wechsels der bezeichneten früheren Berufsarten findet seine

genügende Erklärung durch die während des großen Kriegs obwaltenden Verhältnisse, wo Viele in die Militär-Carrière traten und nach dem Kriege in derselben verblieben, wenn sie neben der Lust auch den Muth und die Befähigung in sich fühlten, den nun geforderten Examinas entgegen zu gehen.

Ehe wir die Namenliste beiseite legen, müssen wir doch noch einen neugierigen Blick auf dieselbe werfen, um zu sehen, in welchen Stellungen sich die gegenwärtig berühmten Männer zu jener Zeit im Generalstabe befanden. Da finden wir den Generalfeldmarschall Graf Moltke noch als jungen Major beim Generalstab des IV. Armeecorps, Feldmarschall Graf Roon als Lehrer der allgemeinen Kriegsschule und Major im großen Generalstab. Ferner unter Andern v. Voigts-Rheetz als Hauptmann in demselben, wie v. Tümpling beim VIII. Armeecorps. Andere, wie v. Boyen, noch als Hauptleute und v. Göben sogar noch als Premierlieutenant des großen Generalstabes, während v. Blumenthal noch den bescheidenen Rang eines Secondelieutenants des Garde-Reserve-Regiments, v. Wrangel ebenso des ersten Infanterie-Regiments einnimmt; ersterer ist aber bereits beim topographischen Bureau, letzterer in der trigonometrischen Abtheilung des Generalstabes beschäftigt und im Begriff die Leiter des Ruhms zu erklimmen. Ebenso waren v. Kirchbach

und Fransecky als Lieutenants zum topographischen Bureau commandirt. — Wir würden deren wohl noch Viele zu verzeichnen haben, wenn der Tod nicht innerhalb der fünfundzwanzig verflossenen Jahre etwas aufgeräumt hätte.

Betrachten wir nun die Stufenleiter selbst auf welcher allein, mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen, jeder preußische Officier in die hohe Carrière gelangen kann und welche Anforderungen dabei gestellt werden.

Sind gleich die Ansprüche an den Bildungsgrad eines jeden preußischen Officiers seit jener Zeit noch erhöht worden, so war doch auch damals schon dafür gesorgt, daß die Officiers-Aspiranten jungen Männern anderer Stände nicht nachstanden im Bildungsgrade. Vortreffliche Divisionsschulen gaben ihnen Gelegenheit, sich die nöthigen Fachkenntnisse vor der Ernennung zum Officier zu erwerben und Viele hatten alljährlich davon zu erzählen, daß es bei den Prüfungen ziemlich genau mit der Erfüllung der gestellten Bedingungen genommen wurde. Selbstredend hat dann jeder junge Officier sich durch mehrjährige Dienstleistungen in Reih und Glied seiner Truppe die nöthige Dienstroutine zu erwerben, ehe derselbe an weitere Schritte zur Verfolgung einer höheren Militär-Carrière denken kann.

War diese erste Dienstperiode zur Zufriedenheit

der betreffenden Commandeure zurückgelegt, so durfte sich jeder qualificirte Offizier, was durch ein Vorexamen und die Bestätigung des Regiments-Commandeurs nachzuweisen blieb, zum Besuch der allgemeinen Kriegsschule (jetzt Militär-Akademie genannt) in zweijährigem Cursus melden.

Nach Absolvirung derselben fand, nach der Reihenfolge der Notirten, die Einberufung zum topographischen oder trigonometrischen Bureau des großen Generalstabes statt. Um in letzterem verwendet zu werden, ist es erforderlich den Vorlesungen über höhere Mathematik und Astronomie beigewohnt zu haben, was facultativ ist.

Die in der Kriegsschule vorgetragenen Disciplinen bezweckten nicht allein die specielle höhere Ausbildung in den Kriegswissenschaften, sondern auch eine allgemein wissenschaftliche. Unser General Staff steht somit schon in dieser ersten Periode seiner höheren Laufbahn, beim Verlassen der Kriegsschule, als ein akademisch gebildeter Mann, den Gebildeten anderer Stände ebenbürtig gegenüber.

Nun kommt die Zeit des Harrens und Hoffens, die erst mit der Einberufung zum topographischen oder trigonometrischen Bureau, welche oftmals nur allzulange auf sich warten läßt, ihr Ende erreicht.

Während der Sommermonate sind Topograph und Trigonometer außerhalb beschäftigt und werden

wir sie dort später belauschen, so wie ihren Erlebnissen besondere Kapitel widmen. Hier haben wir es nur mit der Stufenleiter zu thun, auf welcher dem General Staff in spe das Leben sauer gemacht wird, was ihm nun einmal nicht erspart werden kann, möge seine Wiege in einem Grafenhause oder in einer Bauernstube gestanden haben.

So finden wir denn Topographen und Trigonometer vom October ab in den betreffenden Bureaus friedlich emsig beschäftigt, ihre Aufnahme-Sectionen farbig auszuzeichnen, Dreiecke zweiter und dritter Ordnung zu berechnen und die geographische Länge und Breite der trigonometrischen Punkte weiterer Aufnahmen zu bestimmen. Aber bald erschallt das Commandowort, welches sie allwöchentlich zu einem und dem anderen Chef der drei Kriegstheater entbietet.

Da liegen denn auf den großen, grünen Tischen Karten, Schreib- und Zeichenmaterialien. Aber jeder Officier findet auch seine Aufgabe, die der gestrenge Abtheilungs-Chef aus der Tiefe seines Generalstabswissens geschöpft hat und die nun in kürzester Zeit gelöst sein muß.

Da leuchtet der Blick des Einen freudig, wenn er sogleich übersieht, daß er das Verlangte geradezu aus dem Aermel schütteln kann, während der Andere etwas bekümmert dareinschaut und im Stillen über

die Vielseitigkeit der Generalstabswissenschaft seufzt. Wie aber der Chef selber über die leicht oder mühevoll vollendete Arbeit denkt, erfährt nur der Chef des Generalstabes, dem die Arbeiten mit einer Kritik des Auftraggebers durch denselben zugeht. Zuletzt bleibt es fraglich, wer von diesen Arbeiten die größte Mühe und Sorge hat, da die Kritik selber eine Aufgabe ist, deren Lösung nicht absolut und immer zu höherem Avancement führt.

Zuletzt empfängt jeder Commandirte vom Chef des Generalstabes eine Aufgabe direkt und begibt sich dann mit dem neuen Jahre zu seinem Regimente oder zu einer mehrmonatlichen Dienstleistung bei einer anderen Truppengattung als zu der er gehört; denn die Kenntniß aller ist für jeden höheren Officier anerkannte Nothwendigkeit.

So verfließen drei verhängnißvolle Jahre, wahre Schul- und Prüfungsjahre. Von den dreißig commandirten Officieren scheiden daher alljährlich zehn aus. Ihr Wissen und Können ist von den höheren Officieren des großen Generalstabes, wie vom Chef desselben selbst, gewissenhaft geprüft. Alle mögen ihre Qualification zum Generalstabsofficier genügend dargethan haben; aber auch hier gilt nun das wichtige Wort: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt!“ Selten konnten, bei der damaligen geringen Etatsstärke des Generalstabes, mehr als drei Officiere

in denselben eingestellt werden und glücklich wen die Wahl traf, als der Fähigste der Fähigen bezeichnet und berufen zu werden, wobei jedoch auch einmal kleine Menschlichkeiten unterlaufen sein mögen.

Soviel dürfte hiernach wohl feststehen, daß in der preußischen wie wahrscheinlich in keiner anderen Armee, sich der Ignoranz und Mittelmäßigkeit der Generalstab verschließt.

Wie der Generalstab bei den Armee-Corps seine bestimmten Quartiermeistergeschäfte zu verfolgen hat, so ist die Thätigkeit der Officiere des Großen Generalstabes, die in keinem Truppenverbande stehen, eine mehr ungezwungene, allgemein wissenschaftliche. Sie ist darauf berechnet sich durch Studium aller Verhältnisse, welche im Kriegsfalle für die Armee in Betracht kommen, für den Krieg selbst und die Kriegführung vorzubereiten.

Dazu gehört vor Allem das genaueste Studium des Kriegsschauplatzes, d. h. der topogrophischen Verhältnisse des In- und Auslandes im Allgemeinen, wie besonders der Landstriche, welche von strategischer Wichtigkeit sind. Ferner aber gehört das Studium der fremden Armeen selbst dazu, in Betreff ihrer Organisation und Schlagfähigkeit.

Wir sehen daher den Großen Generalstab in drei Abtheilungen, sogen. Kriegstheater getheilt; das „Oestliche Kriegstheater“ bearbeitet die östlichen

Provinzen des preußischen Staates, sowie des östlich gelegenen Auslandes: Rußland ꝛc. und der Armeen desselben. Dem „Mittleren Kriegstheater“ sind die entsprechenden Provinzen, Länder und Armeen überwiesen, sowie dem „Westlichen Kriegstheater“ die Rheinprovinz, Frankreich, England, Spanien ꝛc. mit den betreffenden Armeen.

So ist die schwierige Arbeit getheilt und eine jede Abtheilung weiß, welchem Ziele sie nachzustreben hat.

In Betreff der Topographie des Inlandes liefern schon die zur Vermessung commandirten Officiere das Material zur genauesten Kenntniß der in Aufnahme befindlichen Strecken, nicht allein durch die von den Vermessungsdirigenten genau revidirten Karten, sondern auch durch die zu und neben diesen ausgearbeiteten Fluß- und Wegetabellen. Da ist kein Fluß, Flüßchen oder Bach, dessen Bett, Ufer, Tiefe, Geschwindigkeit ꝛc. nicht verzeichnet wäre; keine Brücke, kein Steg, über dessen Beschaffenheit und militärische Brauchbarkeit nicht berichtet, keine Straße, kein Weg über den nicht alles wissenswerthe Detail vorgemerkt wäre. — Ueber das Ausland ähnliche Notizen zu erhalten, dienen Recognoscirungen beurlaubter Officiere; auch wird es nicht versäumt, alle im Ausland erscheinende, instructive Werke anzuschaffen. So z. B. wissen

wir ebensogut wie der l'État-Major-Général zu Paris, wie ein jedes Stückchen Straße von Frankreich jederzeit beschaffen ist, weil dort eine besondere Behörde in einem Almanach darüber alljährlich ausführlichen Aufschluß giebt.

In Betreff des Studiums der Armeeverhältnisse des Auslandes wird die Kenntniß derselben sowohl aus den einschlägigen Zeitungen geschöpft, wie durch die eigene Anschauung beurlaubter Officiere gewonnen.

Am Schlusse des Jahres empfängt der Chef des Generalstabes der Armee einen ausführlichen Bericht über alle bemerkenswerthen Vorgänge in den fremden Armeen aus dem betreffenden Kriegstheater und von den Officieren verfaßt, denen die Bearbeitung oblag.

Außer diesen und den sonst noch gelegentlich vom Chef geforderten Berichten, empfängt derselbe einen Monatsrapport, in welchem jeder Officier über die Art seiner wissenschaftlichen Beschäftigung während des verflossenen Monats berichtet.

Zu praktischen Generalstabsübungen geben einerseits die großen „Königs-Manöver“ Veranlassung, die in jedem Herbst in dem einen oder anderen Armee-Corps-Bereich abgehalten werden, andererseits finden solche Uebungen alljährlich, ohne Truppen, bei der sogenannten „Generalstabsreise“ statt. Bei der-

selben wird der große Krieg auf dem Papiere geführt. Vom Chef des Generalstabes wird die Disposition zu einem Feldzuge ausgegeben. Der Generalstabsofficier marschirt an der Spitze seiner imaginären Division, quartiert sie und führt sie pünktlich in die von seinem Vorgesetzten ausgewählten Positionen, rapportirt und erläutert die Rapporte durch Croquis, empfängt schließlich vom Chef die Kritik seiner Thätigkeit.

Wenn wir so nur mit groben Strichen die Thätigkeit des General Staff in Friedenszeiten skizzirt haben, in der Weise wie sie vor fünfundzwanzig Jahren üblich war, so dürfte dieß doch genügend sein dem Uneingeweihten das große Räthsel zu lösen, durch welches die Thätigkeit desselben in den verflossenen ruhmreichen Kriegsperioden die Welt zur Bewunderung hinriß. Eine solche Präcision in der Bewegung und Concentration der gewaltigen Truppenmassen der jüngsten Kriege, wie sie überall zu Tage trat, ist nicht das Resultat glücklicher Zufälligkeiten, sondern sie ist die reife Frucht des rastlosen Mühens während eines halben Jahrhunderts. Die „Musikanten“ des Papa Müffling haben nicht bloß Notenlesen, schreiben und spielen gelernt, sondern auch das Partiturenschreiben. General Staff ist Componist geworden und ein Meister im Generalbaß und der Harmonielehre, nach welcher die ganze

deutsche Armee nunmehr componirt ist. Mögen seine Melodien immerhin im Auslande wenig Anklang finden, die Bewunderung muß ihnen doch werden und bleiben, wie der Wagnerschen Musik, die seinen Gegnern auch nicht gefällt. Wir aber wollen uns der Ueberzeugung erfreuen, daß die Partituren des General Staff für uns ebenfalls „Zukunfts-Musik" sind, die Freund Staff auf den Buckel unserer Widersacher niederzuschreiben sich stets bereit halten wird.

III.

General Staff als reifer Mann.

Wir erlauben uns, den geehrten Leser von der verlassenen Wohnung des jungen General Staff, Behrenstraße 66 in Berlin, durch das Brandenburger Thor nach dem Siegesplatz zu führen, allwo der reife Mann der That, der große General Staff, seine Wohnung aufgeschlagen, seine Friedenswerkstatt errichtet hat, um in derselben zu walten und zu wirken, denn es gibt keinen Stillstand; Stillstand ist Rückschritt und dieser dem General Staff unbekannt.

Ueber die heutige Organisation des preußischen Generalstabes schreibt ein politisches Tagesblatt wie folgt: „Ein Jeder kennt wohl das stattliche Gebäude am Königsplatz, welches dem Generalstabe der Armee erbaut ist, nicht Jeder aber wird eine Ahnung davon haben, welch kolossales Räderwerk in diesem

schweigsamen Hause durch die Hand des greisen Moltke Jahr aus, Jahr ein in Betrieb gesetzt werden muß, um die laufenden Arbeiten zu bewältigen. Aus einer Schilderung, welche der Hauptmann und Compagniechef Reuter über dieses nimmer ruhende Gehirn der Armee gegeben, ist zu ersehen: Der Generalstab zerfällt der Beschäftigung nach jetzt in folgende Theile: 1) drei Abtheilungen zur Bearbeitung der fremden Armeen. Die eine Abtheilung bearbeitet Oesterreich, Rußland, Schweden und Norwegen, Dänemark, Türkei, Griechenland und Asien; die zweite: Preußen, Deutschland, Italien und Schweiz; die dritte: Frankreich, England, Belgien, Niederlande, Spanien, Portugal und Amerika. Dazu kommt eine Eisenbahn-Abtheilung. Diese hat die Aufgabe, sich die genaueste Kenntniß über die Eisenbahnen des In- und Auslandes zu verschaffen behufs Bearbeitung der Fahrpläne und Fahrdispositionen für Friedens- und Kriegstransporte ꝛc. — 2) Die kriegsgeschichtliche Abtheilung bearbeitet und veröffentlicht die Geschichte der Kriege. Alle Berichte der Truppen über die Details im Felde fließen hier zusammen. — 3) Geographisch-statistische Abtheilung für die Militär-Geographie der Kriegstheater Europa's und die Verwaltung der Kartensammlung. Hierzu gehört ein besonderes photographisches Atelier in der Dorotheenstraße unter

Major Regely. — 4) Die topographische Abtheilung, welche die allmählige topographische Aufnahme des preußischen Staates besorgt. Diese Abtheilung beschäftigt eine große Anzahl von Ingenieur-Geographen, Zeichnern, Kupferstechern und Graveuren. — Einen riesigen Umfang für sich allein hat 5) das Bureau der Landes-Triangulation. Dasselbe hat seine eigenen Räume in der Schönebergerstraße 16. Es hat den Zweck, durch trigonometrische Netzlegung des Landes ein Dreiecksnetz zu schaffen, welches für alle Zeiten genügt, um als sichere Grundlage für die ferneren Vermessungen und Untersuchungen zu dienen. Dieses Bureau besteht aus sechs dirigirenden Officieren, sieben aus der Armee commandirten Officieren, sieben angestellten Feuerwerks-Lieutenants und achtzehn Oberfeuerwerkern. — Dann folgt: 6) die Plankammer; 7) die Inspection der technischen Anstalten mit der Druckerei und 8) das Centraldirectorium für das Vermessungswesen im preußischen Staate unter Vorsitz des Grafen v. Moltke. Der heutige Generalstab setzt sich wie folgt zusammen: Chef: Graf Moltke; vier Abtheilungs-Chefs, vierzehn Chefs bei den Armeecorps, ein Chef des Generalstabes der Artillerie, vierundfünfzig Stabsofficiere, sechsunddreißig Hauptleute. Im Nebenetat figuriren: vier Abtheilungschefs, sieben Stabsofficiere, achtzehn Hauptleute. — Das Beamten-

personal besteht aus einem Plankammer=Inspector, einem Vermessungs=Inspector, einem Expedienten, einem Inspector der technischen Anstalten, zehn Ingenieur=Geographen, dreizehn Registratoren, einem Botenmeister, zwei Kanzleidienern und zehn Hilfs=arbeitern."

Vor dem Generalstabsgebäude steht die Siegessäule. Beim Anblick dieser rufen wir Dir zu:

„Wanderer steh und weine"

— über Deine Thorheit und Verblendung, wenn Du nur einen Augenblick glauben konntest, wir würden es wagen, in diesem Abschnitt nur mit einem Wort der Thaten zu gedenken, die Staff ruhmreich vollbrachte.

Die Geschichtsschreiber unserer Tage, vor allen General Staff selber, wie die Berichterstatter aller Nationen, haben sie in allen Sprachen der Welt verkündet. Wir vermögen den Ruhm des würdigen Staff nicht zu vermehren, würden nur Gefahr laufen denselben zu verunglimpfen, namentlich durch das Gewand des Scherzes.

Wir müßten daher hier unsere Mittheilungen der historischen Traditionen über das Leben und Treiben des General Staff schließen, um — alles Ernste bei Seite lassend — von der Weltbühne hinter die Coulissen zu kriechen und dort das Treiben der

jungen Staffs in spe, der Trigonometer und Topographen zu belauschen.

Wir haben aber noch ein nicht uninteressantes Kapitelchen nachzutragen, auf welches bereits im ersten Abschnitt hingewiesen worden ist und bitten den gütigen Leser uns zu folgen.

IV.

Die Stiefkinder des General Staff.

Wir hatten im ersten Abschnitt bereits des Ingenieur-Geographen-Corps gedacht, aus dessen Mitte nicht allein ein Chef des Generalstabs der Armee und andere höhere Officiere, sondern auch Gelehrte, wie z. B. der Professor Dr. Heinrich Berghaus, hervorgegangen waren.

Die als ein klassisches Werk noch heut als einzig dastehende, sogenannte „Reymann'sche" Specialkarte von Deutschland ist die Riesenarbeit dieses Gelehrten in Gemeinschaft mit dem als Plankammer-Inspektor des großen Generalstabes verstorbenen Hauptmann und Ingenieur-Geographen Reymann. Aber auch andern Mitgliedern des Corps wurden die goldene Verdienstmedaille und andere Orden- und Ehrenzeichen als Anerkennung für wissenschaftliche Verdienste verliehen.

Dennoch wurden diese rechten und echten Kinder

des General Staff, i. e. des Papa Müffling, als Stiefkinder betrachtet und behandelt, das kleine Corps der Ingenieur-Geographen so dem Untergange entgegengeführt, der sich mit desto schnelleren Schritten vollzog, jemehr die Eleven der Kriegsschule das Bedürfniß an geschulten Ingenieur-Geographen für die topographische und trigonometrische Abtheilung des großen Generalstabes in den Hintergrund drängten. Zwar wurden noch Expectanten für dieß Corps zum Examen zugelassen, aber es fand kein Ausscheiden der älteren Mitglieder durch Weiterbeförderung in der Armee mehr statt, und somit traten nur selten Vacanzen ein.

Der Andrang von Kriegsschülern zu den etatsmäßigen dreißig Stellen des topographischen Bureaus wurde mit jedem Jahre größer, so daß von einer Zulassung der Ingenieur-Geographen zu den Vermessungen bald gar nicht mehr die Rede war. Nur im trigonometrischen Bureau erhielt sich ein kleiner Stamm derselben, da bei der geringen Anzahl von Officieren, die bei der trigonometrischen Abtheilung verwendet werden konnten, doch zu manchen Arbeiten, wenn sie brauchbare Resultate liefern sollten, unbedingt routinirte Trigonometer erforderlich waren. Ebenso zur Einführung der Neueintretenden in die Mysterien der trigonometrisch-geodätischen Kunst, zu deren Ausübung ebenso wie zur topographischen

Abtheilung Officiere, jedoch nur solche, auf drei Jahre commandirt wurden, welche auf der Kriegsschule den facultativen Cursus der höheren Mathematik durchgemacht hatten.

Die übrigen, nach und nach sehr gealterten Ingenieur-Geographen wurden nur noch als Zeichner, Lithographen der Generalstabskarte, Pantographen, auch wohl als Gehülfen des Plankammer-Inspectors verwendet. Sie bildeten ein Zwitterding zwischen einem Generalstabs-Officier und einem Militärbeamten, waren „weder Fleisch noch Fisch," schwammen aber jedenfalls in trübem Wasser — mit bemoostem Haupt.

Schon durch ihre äußere Erscheinung gab sich dieß kund, wovon die armen Schildwachen früher zu erzählen wußten. — Da erscheint plötzlich um die Straßenecke ein nicht allein durch die breiten Streifen an den Beinkleidern, sondern vielleicht auch durch Alter, Embonpoint ꝛc. den General repräsentirender Officier mit Federhut; den Uniformsfrack, mit einer Reihe flacher Knöpfe (gleich der damaligen Interims-Uniform der Generale) zieren breite Silberlitzen auf den schwarzsammtnen Aufschlägen und Kragen. Die Schildwache stutzt, weiß nicht ob sie schultern oder präsentiren soll, recapitulirt in der Eile sämmtliche Paragraphen der Instruction, die alle nicht passen wollen und thut endlich weder

das Eine noch das Andere, sondern schlägt mit „Gewehr über" einen Hasenhaken, als sie noch rechtzeitig bemerkt, daß an dem fraglichen Individuum zwar das silberne Portepée den Officier documentirt, aber eine Hauptsache zur Legitimation als General oder Officier fehlt — die Epauletten! Was nützt dem Soldaten „der Mäntel wenn er nicht gewickelt ist" und was thut eine intelligente Schildwache mit einem Officier ohne Epaulettes, nicht einmal mit den Passanten dazu auf den Schultern? Sie kehrt demselben mit „Gewehr über" den Rücken und der nicht honorirte Pseudogeneral guckt verschämt zur Erde oder ins Blaue, resp. Graue, der Residenz.

Dieß Unglück wäre nun wohl noch zu ertragen gewesen in Friedenszeiten und in den Straßen Berlins. In Anbetracht etwaiger Kriegsverhältnisse aber schien es denn doch bedenklich, die Ingenieur-Geographen in eine der Armee unbekannten Uniform zu stecken und sie bei Recognoscirungen und Vermessungen auf dem Kriegsschauplatze der Gefahr auszusetzen, von den Vorposten arretirt zu werden.

Daher rührte es, daß endlich den Petitionen der Ingenieur-Geographen Gehör geschenkt und denselben die Generalstabs-Uniform verliehen wurde. Mißgünstige Einflüsse wußten denselben aber dennoch

etwas aufzuhängen und sie erhielten (trotz Cabinets-Ordre) neben den blauen Aermelaufschlägen auch noch einen schwarzen, statt des weißen Federbusches auf dem Generalstabshut; derselbe wurde auch so lange beibehalten, bis der Helm mit weißem Haarbusch die Federhüte des Generalstabes überhaupt verdrängte.

„Freude war in Trojas Hallen" nach dieser Metamorphose, denn nunmehr konnten auch die anderen Auszeichnungen der Officiere vor den Militärbeamten, den Ingenieur-Geographen nicht mehr vorenthalten werden. Den älteren Herren mußte daher auch sofort das goldene Kreuz für fünfundzwanzigjahrige Dienste auf die bereits mit Kriegsdenkmünze und Orden rc. decorirte Brust gehängt werden.

So waren denn die Generalstabslieutenants mit grauen Haaren fertig, über die sich ein Correspondent der „Vossischen Zeitung" mit der Frage lustig machte: „Wer wandert so spät noch durch Nacht und Wind?" — als grauer Lieutenant nämlich.

Aber noch andere Fragen hätten gethan werden können, wenn man den ganzen Generalstab mit seinem Appendix, den Ingenieur-Geographen, versammelt gesehen hätte.

Wie erwähnt war das Ingenieur-Geographen-Corps dem französischen nachgebildet, an dessen

Spitze der Oberst Tranchot stand, und das sein regelrechtes Avancement unter sich und in der Armee hatte. — An der Spitze des preußisch-trigonometrischen, wie topographischen Bureaus standen aber keine Officiere des Generalstabes, auch keine des Ingenieur-Geographen-Corps, sondern zwei Officiere des Kriegsministeriums, das, wie bekannt, Goldstickerei statt der Silberstickerei des Generalstabes auf den carmoisinrothen Kragen und Aufschlägen trägt. — „Wie kommt Saul unter die Propheten?" Wir hatten bereits im ersten Abschnitt erwähnt, daß der große Generalstab früher das zweite Departement des Kriegsministeriums bildete und so war Saul zu den Propheten übergegangen, als diese nicht mehr „die Stiefkinder des Kriegs-Ministeriums," wie sie sich zuweilen nannten, spielen wollten, sondern, sich auf die erlangte Majorennität berufend, eine selbstständige Stellung beanspruchten, und sie als „Generalstab der Armee" resp. „Großer Generalstab," erhalten hatten.

Trotz neuer Uniform alterte das Corps der Ingenieur-Geographen, die als Stiefkinder des Generalstabes immer tiefer in Geringschätzung und Vergessenheit versanken, selbst da, wo es sich darum handelte, dem Einen oder Anderen ein der Stellung angemessenes Avancement zu eröffnen. An die Spitze der Plankammer trat nach dem Tode des

Hauptmann Reymann kein anderer Ingenieur-Geograph etwa wieder ein, sondern es wurde dieses Amt an einen Premierlieutenant des Ingenieur-Corps vergeben, welcher als Hauptmann verabschiedet, als solcher mit der Armee-Uniform in die Stelle desselben und als Rendant zugleich eintrat. Es war nicht allein ein tüchtiger, sondern auch ein ganz lieber Mann — besonders an Zahltagen. Aber eine komische Figur spielte er doch neben mancher anderen im Generalstab. Sein schönes, großes Augenpaar hätte zu einer ganz anderen Gestalt noch ausgereicht, wie für das fast kleine Männchen der Wasserkur mit den dürren Beinen. Diese waren ebenso beweglich wie das Augenpaar, das in fortwährendem Auf und Nieder, dem Pendel eines Metronomen glich, das auf allegro zwei Vierteltact seine Schuldigkeit thut. Bezaubernd aber war der Anblick, wenn der Herr Hauptmann im Uniformsschniepel eiligen Schrittes zur Retirade trippelte, wobei der Federhut aufgestülpt wurde; denn Schniepel und Federhut waren dazumal noch nicht durch Waffenrock und Helm verdrängt, aber Freunde der Wasserkuren scheuten auch damals schon den leisesten Zugwind, gegen den selbst ein Federhut, und sogar anmuthig schützt. Das wußte der Herr Hauptmann.

Ein anderer Officier der Armee (Major Kurtz)

wurde an die Spitze des königl. lithographischen Instituts gestellt — nicht ohne Spitznamen, — zu dem die Ueberreichung eines Pinschers an die Fürstin v. L. Veranlassung gegeben hatte. Der an der Spitze der lithographischen Abtheilung des Generalstabs stehende Hauptmann der Armee, Kasch, wurde verabschiedet, als es sich darum handelte, einen schleswig-holsteinischen Feldmesser, welcher in den Kriegsjahren 1848—1850 als Quartiermeister gute Dienste geleistet, im Uebrigen nie Soldat gewesen war, der preußischen Arme als Hauptmann einzuverleiben — ein Vorgang, der wohl nicht allein in der preußischen Armee als Unicum dastehen dürfte.

Für königl. preußische Ingenieur-Geographen, die zum Theil schon im Befreiungskriege gute Dienste geleistet und Examina bestanden hatten, gab es weder Avancement noch Pfründen — es waren eben Stiefkinder, die als Aschenbrödel sehr nützlich, sonst aber zuweilen lästig waren.

Als Vermessungs-Dirigenten der einzelnen Abtheilungen wirkten schon längst Hauptleute oder Majore des Generalstabes, nachdem der Oberstlieutenant der Armee v. Cronenthal, der mit der sächsischen Generalstabskarte an Preußen gekommen war, so wie der Major a. D. v. Rau zur großen Armee abgegangen waren. Die sogenannten Dirigenten der trigonometrischen und topographischen Ab-

theilung des Generalstabes' standen nunmehr nur noch als quasi Bureauchefs bis an ihr seliges Ende groß da — in ihrer Goldstickerei des Kriegsministeriums. Das ist nun keineswegs wörtlich zu nehmen. Die Natur schon hatte ihnen versagt, was man bei gewöhnlichen Menschenkindern „das Militärmaß“ zu nennen pflegt; aber preußische Officiere werden auch nicht nach der Elle bemessen, seit der alte Fritz bis zur Evidenz nachgewiesen, daß sich nicht bloß Gemüse- und Pferdefutter, sondern auch Geistes-Capacität sehr wohl comprimiren läßt.

Von der geistigen Größe der beiden Oberstlieutenants v. Oesfeld und Knackfuß berichtet Geschichte und Tradition nur wenig. Wohl hat sich v. Oesfeld das Verdienst der Fortsetzung der Reymannschen Karte von Deutschland erworben, die er nach dem Tode Reymanns für 13,000 Thaler — glaube ich — ankaufte, zu welchem Zweck ihm der Staat diese Summe zinsfrei vorstreckte. (Später ging die Karte an die Flemmingsche Verlagsbuchhandlung über.) Außerdem ist seine Kritik aller Kartenwerke bekannt, von der er selbst mit seiner sehr feinen und spitzen Stimme, die ganz zu dem dünnen Miniaturkörperchen paßte, sagte: „Ich führe eine sehr spitze Feder!“ Davon wußte nun freilich mancher Autor kartographischer Werke, die nicht gerade klassisch ausge-

fallen waren, zu erzählen. Vielleicht veranlaßte dieß auch den General Krauseneck, sich von allen kartographischen Excursionen frei zu halten und mit Beziehung auf den anders gestimmten General R. v. L. gelegentlich zu äußern: „Ich bin kein Kartenfabrikant.“ Das war nun freilich unrichtig, denn der Chef des Generalstabes ist heutzutage nicht bloß in Preußen, sondern auch in jedem andern Staate ex officio der erste „Kartenfabrikant.“

Auf die Geistesgröße des biedern Knackfuß ist schon aus dem im I. Abschnitt Gesagten zu schließen und sei hier noch bemerkt, daß er es bei der Vorreitung seines Paradepferdes, der Karte des Harzgebirges, es nie unterließ, das Gespräch auf den „Meridian und Perpendikel von Berlin“ zu lenken. Das klang außerordentlich gelehrt, imponirte, da es gewisse verwandtschaftliche Beziehungen zur Astronomie andeutete, sonst aber nur die einfache Bedeutung hatte, daß die ersten topographischen Aufnahmen nach Quadratmeilen stattfanden, deren Grenzen im trigonometrischen Bureau nach dem Meridian und Perpendikel von Berlin berechnet und auf die Meßtische getragen wurden, bis später die Eintheilung nach Gradabtheilungen, deren jede sechzig Meßtischblätter von zehn Minuten geographischer Länge und sechs Minuten geographischer Breite enthielt, Platz griff.

Mit diesen beiden Chefs aus dem II. Departement des Kriegsministeriums an der Spitze der Ingenieur-Geographen, hätte dieß kleine Corps eine köstliche Krähwinkler Parade abgegeben, wenn eine solche — wie es glücklicherweise sorgsam vermieden wurde — vielleicht bei irgend einer Gelegenheit hätte für zweckdienlich erachtet werden sollen. Herr des Himmels! eine Ingenieur-Geographen-Parade — vielleicht zu Pferde, wie es dem Felddienst des Corps doch angemessen gewesen wäre! Für preußische Augen wäre ein solcher Aufzug ein noch größeres Gaudium gewesen als das der Garden anno 1848 vor Rendsburg, als ihnen Prinz Friedrich Noer von Schleswig-Holstein, als commandirender General der schleswig-holsteinischen Truppen, in rostigem Costüm, von fabelhaftem Schnitt und Aussehen entgegenritt, um den erhofften Befreiern von dänischer Tyrannei, den neuen Bundesgenossen, die Honneurs zu machen, sie in die so eben stillschweigend eroberte Festung des heiligen Römischen Reichs einzuführen.

Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß auch die biedern Ingenieur-Geographen ihre Herzen mit der Länge der Zeit den menschlichen Regungen erschlossen und Familien gegründet hatten, umsomehr als ihnen hierin wenigstens keine wesentlichen Hindernisse in den Weg gelegt, namentlich kein 12,000 Thaler-

Commiß-Paragraph zwischen die Beine geworfen wurde, um sie auf dem Wege des Glücks stolpern zu lassen. Der rechtschaffene Familienvater geht aber ökonomisch zu Werke bei der Anschaffung von Luxusartikeln und die silbergestickten Uniformen waren daher nicht alle gerade den ersten Officinen der Hof- und Gardelieferanten entschlüpft, hatten auch vielleicht nicht in der allerletzten Saison das Licht der Welt erblickt. Immer aber konnten doch die Federhüte ebensowohl noch einen Vergleich ertragen mit dem antediluvianischen Kopfinstitut des Prinzen Noer, wie die starken hirschledernen Waschhandschuhe, welche auf einige Jahrzehnte dem Verfall Trotz zu bieten im Stande waren.

Der Wellenschlag des Jahres 1848 ging auch am Ingenieur-Geographen-Corps nicht spurlos vorüber. Die jüngsten Mitglieder des Corps konnten dem fruchtlosen Jammer der Alten nicht mehr mit ruhigem Blut zuhören und zusehen. Sie hatten ja den Spiegel ihrer eigenen Zukunft vor Augen und glaubten, bei dem der Armee bevorstehenden Organisationswechsel, aus der resignirten Passivität heraustreten und die Aufmerksamkeit des Kriegsministeriums auf die Leiden der Stief- und Schmerzenskinder des großen Generalstabs lenken zu müssen. An die Wandelbarkeit des Schicksals waren sie ohnedieß durch die Verabschiedung des Chefs des General-

stabes der Armee, des ehemaligen Ingenieur-Geographen, erinnert worden und keiner der Ingenieur-Geographen, selbst der jüngste und kühnste derselben, fühlte so etwas wie Marschallstab in seinem Tornister voll Zukunftssorgen, nicht einer hegte die Hoffnung, die lange militärische Laufbahn als Chef des Generalstabes der Armee, als ein General Staff, den die Engländer suchen, beenden zu können. Von fern aber ließ sich doch erhoffen, das fünfzigjährige Dienstjubiläum nicht in derselben silbergestickten Lieutenantsuniform feiern zu müssen, der bereits das goldene Kreuz mit kornblauem Bande beim fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum aufgebunden worden war. — Nur die Jugend hofft, wenn das Alter resignirt trauert, aber insofern dieselbe in preußischer Uniform steckt, kennt sie auch die Strenge der „Kriegsartikel," nach denen nie mehr als zwei Militärs gleichzeitig bei ihren Vorgesetzten vorstellig werden dürfen. So übernahmen die beiden Jüngsten des Corps die Ausarbeitung eines Promemoria, in welchem sie die erhobenen Ansprüche auf Gelegenheit zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung, Vorbereitung im Frieden für den Beruf im Kriege durch Theilnahme an Manövern und Generalstabsübungen, Herstellung eines angemessenen Avancements-Modus, sowie Berücksichtigung des Corps bei der vom Generalstab ressortirenden und zu besetzenden Aemter, als

Plankammer-Inspector, lithographisches Institut 2c. wohl motivirten.

Dieß Promemoria wirbelte viel Staub auf. Es wurden höheren Orts Berichte gefordert und vom Generalstabe geliefert, nach denen der status quo unmöglich aufrecht erhalten werden konnte. General Rheyer konnte sein Versprechen in die Hand: „es soll gewiß besser werden!" nicht erfüllen, es wurde nur anders. Nach Prüfung der Sachlage entschied Seine Majestät der König die Auflösung des Corps, das nunmehr auf den Aussterbe-Etat gesetzt wurde. Die beiden letzten Ingenieur-Geographen wurden endlich mit Charakter-Erhöhung und der Erlaubniß die Uniform des Generalstabes mit dem Zeichen für Verabschiedete zu tragen, pensionirt, jedoch weiter dienstlich verwendet.

So endete nach fast vierzig Jahren ein Institut der preußischen Armee fast zu der gleichen Zeit, als dasselbe in Oesterreich aus Officieren der Armee erst organisirt wurde. Zwar hat der Generalstab noch heut seine Ingenieur-Geographen, jedoch sind dieß Feuerwerker, Oberfeuerwerker oder andere Personen des Unterofficierstandes, welche kein besonderes Examen abzulegen und daher auch keinen Officierrang haben, sondern einfach als Militärbeamte in der Uniform solcher fungiren.

Möge Hofrath Hackländer seine Feder spitzen, um

dem „letzten Ingenieur-Geographen,“ d. h. dem letzten „Lieutenant und Ingenieur-Geographen des großen Generalstabes“ eine Humoreske zuzuwenden, wie ehedem dem „letzten Bombardier“ der Artillerie.

Noch lebt der greise, aber jugendfrische Trigonometer Bertram, der schon 1815 als Fähnrich des Ingenieur-Corps mit den Verbündeten in Paris einzog, aber schon damals insofern nicht vom Glück begünstigt wurde, als er, nach der Plünderung von St. Germain, anstatt der benöthigten Leibwäsche auf die er fahndete, mit einem Packet Werthpapiere vorlieb nehmen mußte, die sich als Assignaten der Werthschätzung als Fidibus empfahlen. Er begleitete den rühmlichst bekannten Geodäten, General Baeyer auf allen geodätischen Excursionen und war mit ihm ebenso vergnügt am Rhein beim Genusse von Lachs und Krametsvögeln, wie bei geräucherten Krähen in Ostpreußen. Auch ihm sollte einmal die Stunde des Avancements schlagen, doch ward er leider schon „zu alt“ zum Avanciren befunden. Der Marschallstab guckte auch ihm einmal mit der äußersten Spitze aus dem Tornister, als er zum Vermessungs-Dirigenten nach Altenburg commandirt, dort aber anno 1848 von den eingeborenen Concurrenz-Geodäten wieder zum Ländchen hinausgebissen wurde. Er nahm zu an Alter wie an Weisheit und Verstand, dieß jedoch in höherem Maße wie an Charge und Gehalt,

und wird „dem Herrn ergeben“ seine geodätische Laufbahn wohl zwischen Logarithmentafeln, trigonometrischen Punkten, Dreiecken und Signalen dereinst beschließen. Der von ihm so unendlich oft angewandte „logarithmus sinus für eine Secunde“ wäre dann ein seiner würdiges und dabei vielsagendes Epitaphium.

V.

Allotria aus dem Leben der Trigonometer.

Ein jeder Officier und auch manch' Anderer weiß, was für komische Episoden den Dienst begleiten, wenn derselbe in das Einquartierungsleben hinüberspielt. — Dem alltäglichen Dienstleben entrissen, in Gottes schöner freier Natur und dadurch an und für sich schon freudig angeregt, bedarf es nur geringfügiger Umstände, um uns in komische Situationen hinein zu treiben. Ergeben sich solche nicht von selber, so werden sie leicht geschaffen und es müßte der größte Misanthrop sein, der nicht eine Menge von lustigen Einquartierungsgeschichten in petto hätte, um sie gelegentlich mit Kameraden austauschen zu können.

Für den Trigonometer findet sich noch leichter die Gelegenheit dazu, weil er seine Reisen in größeren Sprüngen macht, seinen Aufenthalt oft sehr vereinsamt nehmen, noch vereinsamter seinen Dienst

auf Thürmen, hohen Bergen und Ruinen verrichten muß. Seine für die Menge wunderbaren Anstalten und Instrumente sind stets ein Gegenstand des höchsten Interesses und der unbezähmbarsten Neugierde Aller.

Leider gehen die meisten so hervorgerufenen Geschichtchen der Nachwelt verloren und auch wir müssen uns darauf beschränken nur Einiges von dem vielen Erlebten oder Gehörten hier aufzuführen, soweit es sich in der Erinnerung oder als Bruchstücke aus dem Tagebuch längst geschwundener Zeiten erhalten hat.

Manche der, für den Trigonometer selbst oft nicht sehr erfreulichen Situationen, sind durch Zeichnungen dargestellt worden, zu denen kaum einige Worte der Erläuterung nothwendig sein würden, hätten wir sie zur Hand.

Selbstredend spielen dergleichen Geschichten nicht in den seltensten Fällen auf und in alten Kirchthürmen, denn der Trigonometer ist ein Mensch, der immer das Höchste mit Umsicht zu erreichen strebt. Und mit welchen Mühseligkeiten muß er seinen erhabenen Standpunkt nicht erst erkämpfen! Verfallene Treppen, vom Zahn der Zeit und vom Wurm zerfressene Leitern führen in die höheren Regionen, die von Dohlen und Eulen mit ihren ungezählten Ahnen, seit Jahrhunderten vielleicht, als rechtmäßige und alleinige Domäne betrachtet wurden.

Das ist ein Gekrächze und Geschrei, wenn die wilde Jagd durch die Luken und Schalllöcher ins Weite flüchtet. Dicke Staubwolken umwirbeln das sorgenschwere Haupt des Trigonometers, der ja nur ein stilles Plätzchen sucht, nicht um ruhen, sondern den Theodoliten aufstellen und arbeiten zu können. Darum so viel Geschrei! Freilich wird meist erst Friedrich oder Johann, der dicke Pommer oder Westphale, als Tirailleur vorangeschickt, ehe der Lieutenant Sinus selbst den Gang nach dem Eisenhammer mit dem kostbaren Instrument in der Hand antritt; aber einmal muß er doch gewagt werden.

Wenn nun auch der Lieutenant nicht Gefahr läuft seinen Rückzug so, wie wir es im ersten Abschnitt vom Papa Müffling berichteten, gefährdet zu sehen, so ist doch nicht zu leugnen, daß man sich in alten Thürmen ebenso wie in Felsgebirgen *versteigen* kann. Vorwärts strebt man mit Gesicht und Gedanken nach oben. Soll es aber zurückgehen, so wird man erst gewahr, wie heilsam unter allen Umständen für den Officier die tactische Regel ist, stets des Rückzuges zu gedenken. Der im Felde stürmende Officier wird denselben nur selten antreten; hier vom himmelanstürmenden Trigonometer muß er aber unter allen Umständen vollzogen werden und wäre es mit zugedrückten Augen, um die Abgründe zu übersehen, die leichtfertig überklettert

wurden und die nun den Meßkünstler sammt Zauberapparat zu verschlingen drohen.

Es ist jammerschade, daß so viele hübsche Geschichtchen entweder nur in den kleinsten Kreisen bekannt werden oder der Welt ganz und gar verloren gehen. So war es denn gewiß ein verdienstliches Unternehmen, als die Mitglieder des trigonometrischen Bureaus eines schönen Tages den Entschluß faßten, zu retten was noch zu retten war, d. h. alle Erinnerungen an komische Scenen zu sammeln, zu skizziren und die Blätter als trigonometrisches Album zusammen zu legen und auf die Nachwelt zu übertragen.

Die Idee war gewiß gut, aber die Ausführung nicht leicht, obgleich ein ebenso guter trigonometrischer Kamerad wie gewandter Zeichner, sich sofort dazu bereit erklärte. — „Das war eine herrliche Zeit,“ besonders als die trigonometrischen Hofpoeten dem Hogarth schleunigst zur Seite traten und den Zauber seiner Bilder in Knüttelversen besangen, wie sie noch durch keine Kinderfibel übertroffen worden sind.

Müssen wir, zu unserem größten Bedauern, unser Album vor den Augen des geneigten Lesers verschlossen halten, so halten wir uns umsomehr für verpflichtet, eine kleine Blumenlese unter den Fibelversen zu halten. Die Phantasie des Lesers

erhält dadurch so reiche Nahrung, daß es nur weniger erklärender Worte noch bedarf, um die Skizzen in immer neuer Auflage vor dem Auge der Seele vorüber ziehen zu lassen, während sie dem leiblichen Auge vorenthalten bleiben.

Unser Hauptbild, das Generalstabs-Diner auf der Landstraße, ist ohne Knüttelverse glücklich davon gekommen. Der Mangel derselben wird weniger fühlbar sein, nachdem wir in der Humoreske „Nach zwanzig Jahren" Gelegenheit fanden zu einer detaillirten Beschreibung der ergötzlichen Situation.

Zu Ehren Hogarths, des trigonometrischen, greifen wir nunmehr nach einem andern Blatt mit der geistreichen Erläuterung des Hofpoeten:

Hier sehen wir den Lieutenant Wrangel,
Wie er ganz lustig, ohne Angel,
Bei Dobrilug im Wasser fischt. —
Statt neben fuhr er in die Elster
Und schreit: „Um Gottes Willen helft mer!
Eh mir das Lebenslicht erlischt."

Gott sei Dank! Ihm ist geholfen worden und damit uns und der Wissenschaft. Die Wellen schlugen nicht hoch, das Flußbett war zwar weich und naß, aber nicht tief. Kein Wunder also, daß das würdige Haupt des Meßkünstlers alsbald das Licht der Sonne wieder erblickte und Umschau hielt

nach den schwimmenden Beobachtungs-Journalen, Logarithmen-Tafeln und schlechten Dreiecken, die nicht zu Wasser werden durften. Franz brachte instinctmäßig den Theodolitenkasten aufs Trockene. Um die sich schüttelnden Pferdeköpfe und den triefenden Schafskopf von Kutscher kümmerte sich verdientermaßen weder Herr noch Diener. Verschnupft waren nach der Wasserpartie Alle — der Herr Lieutenant aber am meisten.

A propos — Theodolitenkasten! Da fällt uns gleich ein anderes Blatt in die Hand.

Ein schönes Ritterschloß, umgeben mit einem Burggraben, über den eine Brücke führt, ist das Reiseziel des Hauptmanns v. M. Derselbe steuert per pedes Apostolorum dem Schlosse zu in unscheinbarem Reisekleide. Extrapost oder anderes Fuhrwerk war zum größten Leidwesen des Dieners und Gehülfen auf mehrere Meilen im Umkreise nicht aufzutreiben. Für solche Fälle wird der Zauberkasten in die Kategorie der Tragkiepen versetzt und dem Herrn Gehülfen auf den Rücken gehängt. Eine solche Karawane des wandernden Herrn und keuchenden Gehülfen hat nun allerdings etwas Abenteuerliches und Unvergleichliches. Dennoch fand ein altes, vor der Brücke kauerndes Bettelweib sofort den richtigen Vergleich heraus, der unsern Poeten zu den schönen Versen begeisterte:

Der Trigonometer mit seinen Waffen,
Wird hier gehalten für'n Künstler mit Affen.
Ein altes Weib ruft ohne Ruh'
In ihrer Herzensgüt' ihm zu:
„Ach, lieber Herr, hier werden Sie —
Wohl doch nich viel verdienen!"

Die arme Frau muß böse Erfahrungen im Schloß gemacht haben. Wir haben daher den Namen des Besitzers vorsichtig verschwiegen.

Erwähnen wir noch des Umstandes, daß der Theodolitenkasten, seiner Lederhülle entledigt, von geschickten Dienstgehülfen auf den Beobachtungsstationen neben den wissenschaftlichen auch zu manchen praktischen, echt hausbackenen Zwecken, wie z. B. um darin Kaffee zu kochen, verwendet wird. An Neugierigen fehlt es auf Beobachtungspunkten selten, und daß solche die Brauerei mit als geheimnißvolles Vermessungsgeschäft betrachten, ist selbstredend. Sehr schön ist eine solche trigonometrische Kaffeekochscene dargestellt und mit den Versen erklärt:

Der Bauer ist ein dummes Vieh,
Solch Kaffeebrauen sah er nie.
Ihm wird ad oculos demonstrirt,
Wie der Gelehrte ihn filtrirt.

„Der Krug geht so lange zu Wasser bis der Henkel bricht," sagt das Sprüchwort und eine Leiter=

sprosse hält auch nur so lange aus bis sie bricht, das sollte jeder Trigonometer bedenken, wenn er nicht zu Schaden kommen will wie Lieutenant v. C. nach dem folgenden Blatt:

Es zeigt dieß Bild, wie eine Leiter
Ein Unglück bald herbeigeführt
Und darum ist es viel gescheidter,
Wenn man sich nicht vom Boden rührt.

Lieutenant v. C. mußte aber nothwendigerweise vom sicheren Erdboden über die morschen Sprossen einer schwankenden Leiter in die Höhe klettern. Friedrich hatte derselben nie recht getraut und trat deßhalb, steigend, hübsch seitwärts, dicht an die Leiterbäume, was v. C. zwar auch zu thun pflegte. Eines Tages aber, am Schluß der Arbeit, mußte er wohl weniger vorsichtig gewesen sein; eine Sprosse der Leiter zu seinem Ruhme brach und v. C. wäre vielleicht an das Ende seiner geodätischen Laufbahn angelangt, hätte nicht der brave Friedrich mit kräftiger Faust den Mantelkragen seines Herrn erfaßt und sich so zum Herrn der Situation gemacht, die ihm die Aussicht auf eine Rettungsmedaille eröffnete. Ob er sie erhalten, wissen wir nicht. Verdient hatte er sie doppelt, denn nicht bloß Lieutenant v. C. wurde vom Untergange bewahrt, sondern auch der kostbare Theodolit. Friedrich und v. C. waren sich

seitdem aber darüber einig, daß es mitunter doch nützlich sei, wenn „der Mäntel“ auch nicht gewickelt ist.

Daß v. C. überhaupt bemäntelt zur Arbeit ging, kann nur diejenigen befremden, welchen es unbekannt ist, daß v. C. stark an Rheumatismus litt, der ihn bei den Herbststürmen und den Zuglöchern der alten Thürme zur Vorsicht mahnte. Freilich wurde die Situation dadurch nicht immer gebessert, wie die Illustration einer anderen Scene lehrt.

Es schaut v. C. nach Biesdorf aus,
Doch bald erfaßt der Sturm — o Graus!
Den Lieutenant am Mantelkragen;
Die Mütze wird davon getragen;
Der Schirm klappt sich noch rückwärts um
Und Friedrich ruft: „Herr Gott, wie dumm!
Heut is es mit die Arbeit nischt —
Hätt' ich die Mütz' nur erst erwischt!“

Einen sichern Standpunkt für sich und den Theodolit zu gewinnen, ist häufig nicht die geringste Sorge des Trigonometers. Hier kann er den Theodolit, dort sich selber nicht aufstellen und von anderen geeigneten Punkten wiederum nichts sehen und messen. Auf den Thurmknopf kann er doch nicht klettern, der ja ohnedieß vom Wetterhahn occupirt wird. „Aber dieß Schallloch!“ ruft er plötzlich, „da läßt sich prächtig eine Aufstellung nehmen. Wie nur hinkommen?“

Mit Mühe hat der Lieutenant sich
Zur Luke hingeschlichen
Und glaubet hier fein säuberlich
All'm Unheil ausgewichen,
Da zieht der Küster an den Strang
Und schwingt die großen Glocken.
Der Künstler denkt sein Lebenlang,
Wie er hat müssen hocken.

Anders, aber nicht besser, erging es einem Kameraden der Trigonometrie, den die Verhältnisse zwangen sich, statt in dem verbauten Schallloch selbst, auf dem Glockenstuhl vor demselben zu etabliren. Zwar war die Situation keine bequeme, da die Winkelmessungen halb liegend, halb reitend, vorgenommen werden mußten. Aber unser reitender Lieutenant war froh und vergnügt auf seinem Glockenstuhl:

Die Arbeit wurde hier so leicht
Dem fleiß'gen Trig'nometer;
Doch plötzlich ihm der Standpunkt weicht,
Trotz Schreiens „Mordiozeter!“ —
Es wird vom Glöckner dienstbeflissen
Nach Vorschrift an dem Seil gerissen.
Und auf der Glocke: bim bam, bum,
Wälzt sich der arme Lieutnant 'rum.

Es darf daher nicht befremden, wenn der Trigonometer den großen Glocken etwas abhold ist

und nicht ohne Scheu die bei denselben meist vorbeiführenden langen Leitern betritt, sobald der Thurm mit einer Uhr versehen ist. Er duckt sich zusammen, wenn die Uhr mit bekanntem kurzen Geknack zum Schlagen aushebt, was merkwürdiger oder maliciöser Weise fast immer gerade dann geschieht, wenn sich der Kopf in der unmittelbarsten Nähe der Glocken befindet. Bum! saust es gleich darauf um die Ohren und in dieselben, zwar etwas harmonischer wie ein Kanonenschlag, aber nicht viel angenehmer, trotz der Musik die darin liegt.

Die geschilderten kleinen Leiden treffen nun aber meist nur solche Trigonometer, welche mit der kleineren Triangulation, d. h. mit der Festlegung der Dreieckspunkte zweiter und dritter Ordnung, deren der Topograph für jede Meßtischfläche mehrerer bedarf, beschäftigt ist. So weit es angeht, wird er zu solchen Punkten die Bergspitzen benützen, welche eine Umsicht gewähren. Da ist denn bald ein Observatorium hergerichtet durch Eingraben eines Pfahles zum Aufstellen eines Theodoliten. Ein paar Stangen darüber als Pyramide aufgestellt, die Spitzen verbunden und mit einer Strohwiege versehen, vollenden das Kunstwerk eines trigonometrischen Signales, auf das der Erbauer, Friedrich oder Johann, nicht ohne Stolz blickt. Der Trigo=

nometer spricht seinen Segen darüber und freut sich, wenn es nach acht Tagen noch nicht von den Bauern gestohlen, oder von den Rinderheerden umgerissen ist. Nach einer solchen Probewoche ist dann schon eher die Möglichkeit vorhanden, daß der arme Topograph im anderen Sommer sein Signal nicht bloß auf dem Meßtisch, sondern auch im Felde vor Augen hat.

Anders und besser ist es dagegen mit den Signalen und Observatorien bestellt, welche von den Trigonometern höhern Ranges, die sich nur mit Festlegung der Dreieckspunkte erster und zweiter Ordnung, welche das Hauptdreiecksnetz des Landes bilden, befassen, festgelegt und berechnet werden. Da werden Beobachtungspfeiler gemauert, Signale gezimmert, die denböswilligen Menschen und Rindern überhaupt, aber besonders während der Dauer der Vermessungen trotzen. Denn während dieser Zeit sind sie der Obhut von Geodäten dritten Ranges anvertraut, welche mit nicht geringerem Stolze als die übrigen Trigonometer, der Kunst und Wissenschaft in die Hand arbeiten, auf welche wir daher unser Augenmerk zu richten verpflichtet sind.

Wir führen hier den geehrten Lesern im Geist einen solchen Künstler, den Professor Römer, vom Lieutenant v. W. treu nach der Natur aufgenommen vor:

Es ist des Professors wahres Porträt
Wie er den Heliotropen schön dreht,
In seinen Werken ist er ein Riese
Und wissenschaftlich nimmt er seine Priese.

Er war nämlich im Jahre 1847 vom Lieutenant v. W. dazu ausersehen, vom Michelsberge aus sein Licht täglich nach der Löwenburg im Siebengebirge leuchten zu lassen. Für diese Zeit war Römer ein „Heliotropist des königl. preußischen großen Generalstabes," begnügte sich aber, als schlichter Weber, mit dem ihm im Scherz beigelegten Titel eines „Professors".

Worin seine Wissenschaft eigentlich bestand, würde er schwerlich zu verrathen im Stande gewesen sein. Wir müssen ihm daher etwas zu Hülfe kommen, damit unser Professor nicht etwa in den Verdacht geräth, als habe er im Dienste der Wissenschaft die Sonne (Helios) selber gedreht und gewendet — nach Knak. Er begnügte sich vielmehr nur, wie andere „Heliotropisten" damit, das Licht der Sonne aufzufangen, so zu wenden und zu reflectiren, daß es an einem anderen bestimmten Punkte gesehen werden konnte.

Dieß große, wissenschaftliche Kunststück hat nun freilich ein Jeder von uns schon als Schulknabe ausgeführt, indem ein Stückchen Spiegelglas dazu benutzt wurde, an der Schulwand eine kleine Sonne

recht lustig tanzen zu lassen. Böswillige Buben blendeten Andere, indem sie die Lichtstrahlen direct auf die Augen derselben reflectirten. Der berühmte Geodät, Professor Gauß in Göttingen, war als Schulknabe jedenfalls Meister in dieser Blendekunst gewesen, denn nur so wissen wir es uns zu erklären, daß er dieselbe später der Geodäsie dienstbar zu machen wußte.

In früherer Zeit kannte man kein anderes Mittel, um die meilenweit von einander entfernten Punkte der Hauptdreiecke (Dreiecke erster Ordnung) gegen einander, behufs Winkelbeobachtungen, sichtbar zu machen, als daß man sie durch Lampen mit Hohlspiegeln (Reverbèren) beleuchtete. Durch Zusammenstellung mehrerer solcher Hohlspiegel, deren reflectirte Strahlen auf ein und denselben Punkt gerichtet waren, wurde es möglich z. B. die Dreiecksseite Inselsberg-Brocken, trotz ihrer enormen Länge von fünfzehn geographischen Meilen, zu beobachten.

Dergleichen Beobachtungen konnten natürlich nur bei Nacht vorgenommen werden, was die Arbeit sehr beschwerlich machte und eine besondere Vorrichtung an den Fernröhren erheischte, um das Fadenkreuz derselben sichtbar zu machen.

Professor Gauß beseitigte diese Uebelstände durch Erfindung seines „Heliotropen,“ der es ermöglichte, die Beobachtungen am Tage, bei mildem Sonnen-

licht vorzunehmen. Sein anfangs etwas complicirteres Instrument wurde später dahin vereinfacht, daß auf einem einfachen Brettchen vorn ein Fadenkreuz, hinten ein kleiner Stollspiegel befestigt wurden; der Spiegel hat in der Mitte ein erbsengroßes Loch. Wird nun das Instrument so aufgestellt, daß der Beobachtungspunkt durch dieß Loch auf dem Fadenkreuz steht und wird nun der Spiegel so gedreht, daß die aufgefangenen Sonnenstrahlen auf das Fadenkreuz fallen, so ist das Licht auf dem fernen Beobachtungspunkte sichtbar, so lange der dunkle Punkt, welchen das Loch im Spiegel erzeugt, auf dem Fadenkreuz ruht, was ein paar Minuten dauert, worauf der Spiegel wieder nach dem Lauf der Sonne frisch eingestellt werden muß.

So finden wir denn den Professor Römer in amtlicher Thätigkeit, die oft nicht wenig dadurch erschwert ist, daß die Sonne z. B. hinter dem Spiegel des Heliotropen steht. Er muß die Strahlen daher mit einem zweiten Spiegel zuvor auffangen und auf jenen reflectiren, ehe er ihn einstellen kann. Dazu ist große Ruhe und Kaltblütigkeit erforderlich, sonst entspringt der dunkle Punkt dem armen Heliotropisten wie ein Floh und er sucht ihn vergeblich wieder zu fangen und auf das Fadenkreuz zu bringen — unser Professor weiß davon zu erzählen. Jetzt aber ist er Meister in seiner Kunst;

der Floh entspringt ihm höchst selten, wird dann aber mit großem Geschick sofort wieder gefaßt und auf das Kreuz geheftet. Dann ist der große Moment da, wo er sich mit einer gewaltigen Prise zu neuen Thaten stärkt. Aber Abends räsonnirt seine Frau über den unverhältnißmäßigen Mehrverbrauch an Schnupftabak. „Das kommt von unserer Vermessung und von der Sonne,“ replicirt der Professor mit Würde. Seine Frau hört es, versteht es aber nicht und verstummt resignirt.

Ganz wunderbare Heilige finden sich unter den von den Ortsbehörden recommandirten und dann für einige Zeit engagirten Sonnendrehern. — Worauf es basirt, daß sie häufig aus der ehrsamen Weber- und Schneiderzunft recrutiren, ist mir unerfindlich, obgleich wir aus der Weltgeschichte wissen, daß die Schneider oft von classischem Muth beseelt sind.

Solcher war in der That für den Heliotropisten erforderlich, der von dem zweihundert Fuß hohen Signal „Prenden“ sein Licht leuchten lassen sollte. Schaudernd wandten sich alle Candidaten der Sonnendreherei ab, wenn sie den Schauplatz ihrer künftigen Thaten nur von fern erblickten. „Nich vor 'ne Million!“ hatte der sechste Candidat, blaß vor Schrecken, ausgerufen. Da trat ein kühn darein schauender Schneider vor und sein: „Na meinswegen!“ entschied. Unten wurde er in der Sonnen-

dreherei unterrichtet, oben wurde ihm der Heliotrop eingestellt und schon Nachmittags vier Uhr, präcise nach Vorschrift, trat er sein hohes Amt an — aber wie?! —

Er hatte bald begriffen, daß die Intervallen zwischen jedesmaligem Verstellen des Spiegels so ziemlich mit dem Zeitraum übereinstimmten, den er, ohne ein Schlückchen aus der Flasche zu nehmen, zu überdauern vermochte. Hiernach machte er einen Ueberschlag der Schlückchen, welche für die Dauer der Arbeit von drei bis vier Stunden erforderlich sein würden und als sich ergab, daß ein Fläschchen nicht ausreichen würde, wenn er nach jedesmaligem Einstellen des Spiegels einen Schluck nähme, so versah er sich mit zwei dergleichen. Beim Erklettern des Signals zog er die Stiefel aus, steckte in jeden derselben ein Pullchen und hängte sie, mit einem Bindfaden verbunden, um den Hals.

Nie haben Heliotropisten sorgsamer geleuchtet als Professor Römer, der den Gebrauch der Schnupftabaksdose nach der Sonne regulirte und unser Schneiderlein, das dasselbe Regulirungssystem auf die Schnapsflasche anzuwenden ganz probat fand, obgleich er die Beobachtung von wissenschaftlicher Bedeutung gemacht haben wollte, daß der Lauf der Sonne unregelmäßig, d. h. zeitweise träger sei, als es der königliche Generalstabs-Dienst erheischte.

Der Raum gestattet uns nicht allen Heiligen des Sonnenwende- oder Sonnenbruder-Ordens einen Abschnitt zu widmen. Dafür wollen wir aber noch eines Hauptheiligen gedenken, der jahrelang ein treuer Gehülfe des damaligen Hauptmanns B. war und sich ihm alljährlich bei Beginn der Vermessungen zur Disposition stellte.

Ob derselbe Müller oder Schulze hieß, ist gleichgültig. Genannt wurde er Adam, nicht weil er der erste Mensch war, der in das Paradies der Geodäsie trat, sondern hauptsächlich wegen seines Costüms, in welchem er eines schönen Tages in einem hohen Birnbaume angetroffen wurde. Das Feigenblatt hatte er durch ein Schnupftuch ersetzt, das noch dem Nebenzweck der Aufnahme des reifen Obstes diente; im Uebrigen war von keiner Bekleidung Adams die geringste Spur zu entdecken.

Die Veranlassung zu solcher Costümirung war eine tragikomische. Adam war ein sehr sparsamer Familienvater, welcher die alten Uniformstücke, welche er beim Ausscheiden aus dem Militär erhalten hatte, bei der Arbeit auftrug. Aber nicht allein aus Sparsamkeit that er dieß, sondern auch aus Zweckmäßigkeitsgründen, auf die wir nachher noch zurückkommen werden.

Eines schönen Tages erhielt Adam nun den Auftrag, eine Signaltafel auf einem hohen, weithin

sichtbaren Baum anzubringen. Mit großer Gewandtheit, aber mit geringer Vorsicht steigt er in die Höhe, betritt einen morschen Ast und stürzt sammt Tafel auf dem kürzesten Wege nach unten. Jedenfalls hätte diese Luftreise mindestens einen Arm- oder Beinbruch zur Folge gehabt, wenn nicht der hervorragende Stumpf eines früher gebrochenen Astes ein Erbarmen gehabt und den armen Adam an der Jacke festgehalten hätte, so daß er nur zwischen Himmel und Erde baumelte, bis ihn mitleidige Bauern aushakten und retteten Nur seine Militärjacke war unrettbar verloren und er mußte wieder einen Civilrock tragen, was er verschworen hatte, nach dem Conflict mit einem Gendarmen. Ebenso verschwor er es aber nun, jemals wieder einen Baum bekleidet zu erklettern. So hielt er denn auch seine Gelübde, als ihn ein Bauer ersucht hatte, die reifen Früchte des Birnbaumes in seinen Mußestunden zu pflücken.

Weniger tragisch war die Geschichte mit dem Gendarm, welche Adam so oft erzählte, wie er nur Gelegenheit dazu fand. Er glänzte darin als ein Mann von Geist und Witz, was sein Stolz war.

Mit einem Tuche umhüllt transportirte er eines Tages dieselbe Signaltafel, mit welcher er bereits die beschriebene Luftfahrt ausgeführt hatte. Sein Anzug verrieth ebenso wenig wie sein Handgepäck, den

Vergnügungs-Reisenden. Was Wunder also, daß ein wachsamer Gendarm den durchaus fremden Mann, am späten Abend auf abgelegener Straße mit verdächtiger Traglast wandernd, aufs Korn nahm.

„Wer sind Sie? wo kommen Sie her? und wo wollen Sie hin?“ Auf diese im strengen Vorposten-ton herausgestoßenen Fragen antwortete Adam:

„Ja sehen Sie, Herr Gendarm, wenn ich Ihnen das Alles beantworte, was Sie da fragen, werden Sie doch nicht draus klug werden. Sehen Sie, ich bin der Heliotropist Adam; ich komme aus Berlin un will uf'n Boom, der uf en Berg steht, in der Jegend da — na Sie wissen wohl!“

„Mensch, ich glaube gar, Sie wollen mich foppen! Haben Sie eine Legitimation?“

„Na gewiß! Hier, schwarz auf weiß!“ antwortet Adam auf sein Packet zeigend. „Sie werden sie aber am Ende ooch nich verstehen.“

„Sie sind arretirt!“ herrschte der Gendarm dem Adam zu, der ihm mit jeder Redensart nur noch verdächtiger vorkam. Adam ging heimlich lächelnd mit bis zum nächsten Dorfschulzen, resp. Ortsrichter, dem der Gendarm Vortrag hielt. Adam hörte schweigend zu. Nach seiner Legitimation abermals gefragt, enthüllt er die weiße Tafel mit dem schwarzen Mittelstrich darauf und entgegnete mit Würde: „Hier meine Herren, sehen Sie „schwarz auf weiß“

daß ich im Dienste des Hauptmanns B. vom großen Generalstabe stehe, der hier in der Jegend Vermessungen vornimmt!"

Bei dem Worte Hauptmann und großer Generalstab schlug der Gendarm erschrocken die Hacken zusammen. Der Ortsrichter erinnerte sich aber sofort der Publication im Amtsblatt, welche die Ortsbehörden verpflichtete, der angekündigten Vermessung allen nur möglichen Vorschub zu leisten. Er schob deßhalb unsern pfiffig schmunzelnden Adam mit einem „Gehen Sie in Gottes Namen" zur Thür hinaus, wozu der Gendarm verständnißvoll nickte.

Später spielte Adam selbst einmal den Gendarm in seiner Weise.

Der Hauptmann B. hatte in einer Dorfschenke Quartier genommen. Neben seinem Zimmer befand sich die Gaststube, die sich eines Sonntags gegen Abend mit Bauern füllte. — B. rechnete eifrig, denn er rechnet immer, aber der Lärmen, den die Bauern machten, störte ihn ungemein, wurde zuletzt unerträglich, als sie sich beim Kartenspiel zu zanken anfingen. „Adam," sagte der Hauptmann zu dem Gerufenen, „schaffen Sie mir da drinnen ein bischen Ruhe."

„Das werde ich schon besorgen," antwortete Adam determinirt, betrat die Gaststube, betheiligte sich am Kartenspiele und dem Streite, überschrie alle

Anderen, denen er den Vorwurf machte, daß sie nicht Frieden halten könnten und den Herrn Hauptmann da drinnen störten, warf dann sämmtliche Spieler zur Thür hinaus. Die Anderen aber nahmen die Pudelmützen ab, guckten hochachtungsvoll nach der Thür des Herrn Hauptmanns und erzählten sich leise von den Geheimnissen der trigonometrischen Vermessungen, von denen sie bereits hier und da Spuren entdeckt hatten. Adam aber krämpte die Aermelaufschläge wieder herunter, trat in das Zimmer des Hauptmanns und meldete: „Des is besorgt, Herr Hauptmann, rausgeschmissen!"

Hiermit wollen wir diesen Abschnitt schließen und auf eine Episode übergehen, die sich nach dem mehrjährigen Zusammenleben und Wirken zweier Trigonometer, zwanzig Jahre später, fern vom Schauplatze früherer Thaten abspielte. Sie enthält Rückblicke auf das Leben und Treiben bei den größeren geodätischen Operationen, den sogenannten Gradmessungen, hier speciell bei einer Basis- und den darauf folgenden Winkel- und andern Messungen zu denen Mutter „Gäa" nicht gerade directe Veranlassung gab.

Manches Andere ist dabei auch „zwischen den Zeilen" zu lesen.

VI.

Nach zwanzig Jahren.

Erinnerungen aus dem Leben eines Trigonometers.

(Nach dem Tagebuch desselben.)

„Ich weiß nicht was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das will mir nicht aus dem Sinn."
(Siehe Titelkupfer.)

„Nein, Herr General, das geht denn doch wirklich bis über die Bäume! — Diese Frankfurter! — Diese Verhöhnung! — Diese — diese — wie gesagt, Herr General, wenn hier nicht ein Exempel statuirt und dieser Uebermuth ganz exemplarisch gezüchtigt wird, so muß ich wenigstens auf meine Stellung verzichten und ganz gehorsamst bitten, mich wieder zu meinem „Rrrement" zurückzucommandiren."

Mit diesen Worten stürzte der Premier-Lieutenant und Brigade-Adjutant v. C. in den Salon des „Römischen Kaisers" allwo der General v. W.

am 16. Juli 1866 Abends Quartier genommen, zugleich vom commandirenden General V. v. F. zum Commandanten von Frankfurt ernannt worden war.

Der General v. W., eine urgemüthliche Seele, welche nicht so leicht ihre Ruhe verliert, saß ganz behäbig und comfortabel in einem mit rothem Sammet überzogenen Armsessel mit kunstvollen Schnitzereien. Er füllte denselben aus, als ob er nach Maß für ihn eigens angefertigt worden wäre. Die eben angezündete feine Havanna-Cigarre, welche die Väter der Stadt in reichem Wohlwollen ihren überaus angenehmen Gästen aus angeborener Höflichkeit zu Füßen gelegt hatten,* umwirbelte das ziemlich runde, aber dabei militärisch-männlich schöne Haupt des Generals mit Weihrauchwolken — so friedlich, als ob das Jahr 1866 gar nicht existire. Aus der vor dem Generale stehenden Tasse Kaffee stieg ein kostbarer Moccaduft empor, um mit den blauen Havanna-Wölkchen in einen rühmlichen Wettstreit zu treten. Süße Traumbilder von erfochtenen Siegen tanzten dazwischen auf und nieder und verjagten die sich mitunter dazwischen drängenden Schlachtenbilder grausiger Kämpfe der jüngsten Tage. Kurzum es gehörte unter den obwaltenden Verhältnissen schon etwas stärkerer Tabak dazu, dieß lebende Bild des Friedens

* Vgl. G. Obercommando-Befehl vom 17. Juli.

und Wohlbehagens, welches unser General in völlig ungesuchter und dabei doch so künstlerischer Weise darstellte, so ohne Weiteres über den Haufen zu blasen.

Vor demselben stand nun der vom Zorn erglühte Racheengel in Gestalt des Brigade-Adjutanten und verlangte die ehrwürdige Kaiserstadt an allen vier Ecken angezündet, ein paar Senatoren geviertheilt, diverse freie Reichsstädter gehängt, oder wie er sich sonst noch seine „exemplarische Züchtigung" im erregten Gemüthe ausgemalt haben mochte. Seine rechte Hand preßte dabei krampfhaft ein großes weißes Briefcouvert von der Form der Dienstbriefe.

Der General zog augenblicklich die ohnedieß tief beschattenden Augenbrauen dicht zusammen, als stände das Viertheilen, Brennen, Plündern und Hängen, welches der zornige Brigade-Adjutant begehrte, ihm schon als Brigadebefehl auf der Zunge, um von dort mit kühnem Sprunge in eine schöne Wirklichkeit überzugehen, so dem gestrengen Herrn Adjutanten die erwartete Genugthuung für erlittene Commandanturschmach zu geben.

Aber wie weit sind oft Schein und Wirklichkeit von einander entfernt! Scheinbar drohte den sündhaften Frankfurtern bereits ein schweres Strafgericht. In Wirklichkeit aber war der General zwar einerseits betroffen, daß etwas kaum Denkbares unzweifelhaft passirt sein mußte, andererseits aber war es

nur der Unmuth über die Unterbrechung des Genusses, dem sich der General hingab. So eben hatte sich derselbe noch erhöht durch die harmonisch verschmelzenden Töne der Regimentsmusik, welche dem General zu Ehren vor dem Hotel spielte. Nicht mehr ertönten die stolzen Preußen-, Sieges- und Einzugsmärsche, sondern lieblich erklang Verdi's: „Ach, wie so trügerisch."

„Ach, wie so trügerisch!" dachten auch ein paar Zuhörer hinter den Drath- und Eisengittern der Hauptwache, welche die Musik und die gaffende Menge an die Gitter gelockt hatte.

Es waren zwei weise Väter der Stadt, der österreichisch gesinnte Senator B. und der nicht preußisch gesinnte S. Die Sonne beschien mild die Perrücke des einen wie das kahle Plateau des andern und suchte Licht in die sorgenschweren Köpfe zu bringen, welche sich vergeblich dieselben über den Wandel des Schicksals zerbrachen. „Heute noch auf stolzen Rossen" als Ritter des preußischen Adlerordens, „Morgen schon fest eingeschlossen."

Auf diese beiden Weisen fielen jetzt plötzlich die Gedanken des Generales. Die buschigen Brauen des Generales zogen sich zu einer erschrecklichen Finsterniß zusammen und der Adjutant hielt sie für den sicheren Vorboten des von ihm heraufbeschworenen Gewitters, das gleich commandanturmäßig

einschlagen sollte, denn der General sprang dabei auf mit den Worten: „Sie sind doch nicht entwischt?"

„Wer denn, Herr General?"

„Nun die Beiden in der Hauptwache!"

Das war ein „kalter Schlag" — für den Adjutanten nämlich. „O nein," antwortete er, „aber hier!" und er hielt den großen Dienstbrief in die Höhe und stand da wie Jupiter mit dem geschwungenen Donnerkeil.

Wie eine weiße Sturmwolke am gewitterschwangeren Horizonte zitterte das verhängnißvolle weiße Couvert in den Lüften und schon streckte sich die Hand des strafenden Gottes, in Gestalt eines königlich preußischen Brigade-Generals und p. t. Commandanten der Kaiserstadt Frankfurt, die bisher so frei war gar zu frei zu sein; — schon streckte sie sich aus nach dem corpus delicti, nach der Anklageakte — aber ohne Hast, ohne Energie; denn der General setzte sich sogar dabei wieder ruhig nieder. „Na lassen Sie doch einmal sehen, lieber C., was haben denn die Unmenschen geschrieben, das Sie so in den Harnisch zu bringen vermochte."

„Geschrieben, Herr General? geschrieben? Ja das ist es ja eben! Geschrieben haben sie beinahe nichts. Aber gemalt haben sie Dinge, die nur die niederträchtigste Verhöhnung der Militärgewalt unseres allergnädigsten Königs und Herrn, die nur die Verhöhnung Ihrer eigenen Person, Herr

General, bezwecken können, da gerade Sie täuschend ähnlich porträtirt sind!"

Nun wurde der General aber doch etwas neugieriger; seine Ruhe verließ ihn auf einen Augenblick und er sprang abermals auf aus dem weichen Sessel mit einem Ungestüm, daß die Tasse klirrte und der Inhalt sich zu Spritzwellen wie das Gewässer beim Seesturm erhob.

Patsch — hörte man die weggeschleuderte Cigarre, die kostbare Havanna des Generals auf den blank gewichsten Parquetboden fallen. Freilich blieb sie da nicht lange liegen, denn der Diener des Generals schwebte, neugierig wie alle Diener, durchs Zimmer, hob, ordnungsliebend wie nicht alle Diener, die so wegwerfend behandelte Cigarre auf, wischte sie am linken Rockärmel behutsam ab und rauchte sie vor der Salonthür draußen weiter, wobei er sie nicht einmal von neuem anzuzünden brauchte.

So drohte eben alles von den Preußen auf den Kopf gestellt zu werden, denn bis dato war es nur bekannt, daß der Tschibuktschi dem türkischen Pascha die Pfeife anraucht. Hier wurde es erlebt, daß der königl. preußische Brigade-General und p. t. Commandant der nicht mehr so ganz freien Stadt Frankfurt, seinem Diener die Cigarre angeraucht hatte, eine Cigarre, die so recht eigentlich die Friedenspfeife ersetzen sollte, welche in anderen Landen mit

anderen Sitten als den von den preußischen Truppen in Frankfurt importirten, den werthen und verehrten Gästen dargeboten zu werden pflegt.

Verlassen wir aber den, die Friedenspfeife mit Andacht weiter rauchenden Diener, um zu seinem Herrn, dem General v. W. zurückzukehren, da besagtem Diener gar keine Rolle in unserer Erzählung zugetheilt worden ist. Aus dem Dunkel seines Daseins wäre er gar nicht an das Sonnenlicht der ohne eigentlichen Grund berühmten „Frankfurter Zeil" gezogen worden, hätte uns nicht einerseits die weggepatschte Cigarre dazu Veranlassung gegeben, wie andererseits sein Porträt, wie er vor zwanzig Jahren trigonometrische Flaschenbeobachtungen anstellte, dem wir noch begegnen werden.

Also der Herr General hatte mit einem kurzen Griff das verhängnißvolle Couvert erfaßt, zog aus demselben ein großes Blatt hervor, entfaltete es mit einem dem Lieutenant v. C. viel versprechenden Ruck und — —

Ja dieß „Und"! Man frage nur den Herrn Brigade-Adjutanten nach der Bedeutung desselben!

Wohl bricht die Sonne zuweilen mit hellem Strahl durch die schwärzesten Wolken; wohl war es dem Adjutanten nicht neu, daß auch der General mitunter plötzlich einen hellen Strahl seines freundlichen Auges hinter den finsteren Brauen hervor-

schießen ließ; aber was sich jetzt den weit aufgerissenen Augen, sowie den aller baumwollenen Einlagen völlig baaren Ohren des Adjutanten kundgab, überstieg doch die Grenzen alles Denkbaren.

Eine feierliche kurze Pause trat ein, während welcher in den beiden Gesichtern, des Generals und seines Adjutanten, sich ein merkwürdiges Mienenspiel entwickelte. Der General ließ successive ein paar Reihen Zähne sichtbar werden, die in einer, dem königl. preußischen Dienst durchaus entsprechenden Verfassung waren; zwar konnte der Adjutant nicht die dazu erforderlichen Haare auf denselben wahrnehmen, aber er war vom Vorhandensein derselben überzeugt.

Was war nun aber das? Das geöffnete Fleischportal des Generals speite keinen donnernden Vernichtungsbefehl zum Zermalmen diverser Frankfurter aus, vielmehr entsprang demselben nur ein endloses, von einer gewaltigen Muskel- und Lungenstärke des Generals Zeugniß ablegendes „Hahahaha! hahahaha!" und wieder „hahahaha!" u. s. f. mit den dazwischen verwebten Worten: „Der Spaß ist köstlich!" und er setzte sich.

Nun frage ich bloß: was sollte ein vernünftiger Mensch — und Lieutenant v. C., obgleich Brigade-Adjutant, war doch gewissermaßen auch als ein solcher zu betrachten — was sollte er von dem

Verhalten seines Herrn und Meisters denken?" — Für den Augenblick war er „starr", wie sich jeder gebildete Frankfurter ausdrücken würde. Lieutenant v. C. war aber nur p. t. Frankfurter, im Uebrigen ein rechtschaffener Preuße, was man so einen „Stockpreußen" nennt, nämlich ein Pommer, dicht von der mecklenburgischen Grenze. Was aber ein Stockpreuße empfindet, wenn er sich ungestraft verhöhnen lassen soll, das werden die Geschichtsbücher aus dem Jahre 1866 wohl genügend mit Beispielen belegen.

Im concreten Fall blieb dem bisher starken Adjutanten vorläufig nur übrig in der Tiefe seines Herzens zu „knirschen:" „Ich trete ganz gewiß ins Rrrement zurück!" Einen richtigen Adjutanten verläßt die Ruhe niemals, selbst in so kritischen Momenten wie im dargelegten nicht; v. C. sammelte sich also mit solcher Energie, daß die Absätze zusammenklappten, die Sporen klirrten und das heiße Blut gehorsamst aus dem Kopf in die engen Herzenskammern retirirte. Das eben noch hochgeröthete Antlitz desselben, von dem der blonde Bart so angenehm abstach, wurde dadurch momentan kreideweiß, aber es schwieg.

„Bester Herr v. C. — hahaha! es thut mir leid Ihnen sagen zu müssen, daß Sie für dießmal auf das exemplarische Strafgericht verzichten müssen! — wirklich! — hahahaha!"

„Der Herr General scheinen es zu übersehen, daß auch Sie auf dem Blatte abconterfeit sind!“

„Weiß ja, weiß ja, Alterchen, hahaha!“

„Und zwar in wenig schmeichelhafter Weise, Herr General!“

„Wirklich? — das thut mir leid! hahaha!“

„In einer Situation mit der Flasche in der Hand, als ob — — —“

„Als ob? — Na, sprechen Sie sich frei aus! — als ob?“ —

„Es würde mir angenehmer sein, Herr General, wenn Sie die Gewogenheit haben möchten, sich vom geistreichen Autor selber die Erklärung geben zu lassen.“

„Ja kennen Sie ihn denn, den geistreichen Autor?“

„Ich würde ihn zu finden wissen, wenn ich Befehl dazu erhielte.“ —

„Na, lieber C., vielleicht kann ich Ihnen dabei behülflich sein,“ erwiederte der General, ließ sich dabei gemüthlich in den weichen Sessel tiefer sinken, suchte nach der angerauchten Friedenspfeife, die aber, wie wir bereits wissen, anderweitige Verwendung gefunden hatte und reichte nun dem Adjutanten das Blatt wieder hin mit den Worten:

„Einstweilen thun Sie mir den Gefallen und sagen Sie mir was Sie von dem Bilde denken.

Sie glauben gar nicht, wie großes Vergnügen Sie mir dadurch bereiten."

Etwas widerwillig nahm v. C. das Blatt (s. Titelb.) legte dasselbe vor den General, der sich eben eine neue Cigarre anrauchte, auf den Tisch nieder und hub mit erregt zitternder Stimme an: „Wie Sie befehlen!" — sich räuspernd — „Hm!"

„Was kann eine Gruppe von Officieren in schäbigem Civilanzuge, und in einem großen Möbelwagen dinirend, anderes bedeuten, als daß uns die Frankfurter zurufen wollen: „Wartet es nur ab! Füttern wollen wir euch schon ein Weilchen, aber euer Casino soll höchstens ein Möbelwagen auf offener Landstraße sein, denn in unsern Häusern habt ihr nichts zu schaffen, die bleiben euch verschlossen, soweit es auf uns ankömmt."

„Prächtig, liebster Adjutant! Aber wer sagt Ihnen denn, daß die Gruppe nur aus Officieren besteht?"

„Herr General, das ist eine Voraussetzung, die sich durch die militärischen Physiognomien Aller, wie durch den Anzug des Mannes im Vordergrunde, dem Sie eben ein Glas Wein einschenken, begründet; derselbe hat eine Generalstabsmütze auf und Generalstabsstreifen an den Beinkleidern, Sporen an den Stiefeln. Sie wissen, daß wir das mit „Trompeter-Civil" zu bezeichnen pflegen."

„Hahaha! ganz richtig! Na und was meinen Sie denn weiter zu dem Manne mit dem französischen Käppi zu dem Civilanzug, der eben mit vollem Zuge sein Glas leert?“

„Ich denke mir, man hat damit andeuten wollen, daß sich Preußen um die Freundschaft Frankreichs bewerben wird, um nicht aus dem errungenen Besitz von denselben wieder verdrängt zu werden, was ja bekanntlich die Hoffnung aller, mindestens recht vieler Frankfurter ist.“

„Hahaha, lieber C.! Sie müssen wegen ihres politischen Scharfblicks in die diplomatische Carrière — so ungern ich Sie entbehre.“

„Herr General! Ich trete ins Rrr —“ das zugehörige — „ment zurück,“ verschluckte aber Lieutenant v. C. rechtzeitig, da ihm seine drei Pferde im Stall ebenso schnell wie der Nebengedanke in den Sinn kamen, daß er beim Rücktritt ins „Rrrment“ genöthigt sein würde hinfüro wieder per pedes Apostolorum seine stolzen Wege fürbaß zu wandeln, was eine sehr entmuthigende Perspective für jeden Infanterie-Officier ist, dem sich die Dioscuren, in Gestalt zweier goldener Hauptmannssterne noch nicht in die Epaulettes versenkt haben. Bei unserem Lieutenant v. C. war, wie es uns mit seiner Charge zugleich bekannt wurde, dieß glückliche Ereigniß noch nicht eingetreten; vielmehr glänzte

zwischen dem Castor auf der rechten Schulter und dem Pollux auf der linken ein anderer Stern „erster Größe," d. h. der eigene Kopf, welcher, obgleich hellleuchtend genug, dennoch von den Astronomen bisher unbeachtet gelassen, daher auch mit keinem mythologischen Götternamen beehrt worden war.

„Was wollten Sie sagen?" fragte der General, mit Bezug auf den verschluckten Nachsatz der Rede des Lieutenant v. C.

„Eigentlich wohl nichts, Herr General, denn ich weiß überhaupt zu der ganzen Geschichte nichts mehr zu sagen."

„O, doch, doch! lieber C. — Jedenfalls sind Sie mir noch Aufklärung darüber schuldig, was Sie von meiner Person hier auf dem Bilde denken. — Sehen Sie doch! So sorglos hingegossen — mit der Weinflasche in der Hand — auf dem Podium eines Möbelwagens liegend. Das weckt Gedanken!"

„Aber welche!? — Schauderhaft in der That, Herr General!"

„Was ist schauderhaft? Was finden Sie schauderhaft? mich oder die Situation?"

„Eigentlich Beides, Herr General!"

„Finden Sie mich denn getroffen oder carikirt?"

„Nun, Herr General, geschmeichelt ist Ihnen wohl gerade nicht, so wenig im Porträt, wie in der Situation. Die ganze Darstellung hat etwas

Jugendliches; im Ganzen genommen sind Sie aber nicht zu verkennen."

„In der Situation?"

„Bitte um Verzeihung! Costüme und Situation muß ich entschieden außer Betracht lassen, die entziehen sich in Bezug auf Naturtreue meiner Kritik. Ich meinte daher eigentlich nur: das Porträt sei etwas zu jugendlich."

„Na, ich sehe schon, Sie sind jetzt etwas ruhiger geworden, so daß sich weiter über diesen Gegenstand sprechen läßt. Nun sehen Sie doch einmal her, was da geschrieben steht!"

Der General zeigte mit dem Finger auf die von Lieutenant v. C. in seinem Eifer gänzlich übersehene Ueberschrift des Bildes; v. C. las erstaunt:

„Vor zwanzig Jahren."

Es trat eine lange Pause ein, die der General mit den Worten unterbrach:

„Nun? Jetzt sagen Sie ja mit einemmale kein Wort mehr?"

„Ja, Herr General, nun geht mir zwar ein Licht darüber auf, so ganz von fern, daß das Bild seine eigene und wohl ganz eigenthümliche Bedeutung haben muß, aber das Räthselhafte desselben ist mir dadurch nicht erklärlicher geworden."

„Na, wissen Sie was, liebster C.? — Wenn

Sie mich nicht hängen, spießen oder viertheilen lassen wollen, so will ich Ihnen nur gestehen, daß ich selber das Bild mit meinen Kameraden entworfen und autographirt habe und zwar „vor zwanzig Jahren."

„Aber wie, Herr General? Wie kommt das Bild jetzt hier nach Frankfurt?"

„Ich glaube auf dem kürzesten Wege: so etwa über Jütland, Brasilien, Rio-Janeiro, Berlin, London, Konstantinopel und dergleichen andere Nachbardörfer, über welche es ein Kamerad dahin trug."

„Herr General belieben zu scherzen!"

„Durchaus nicht. — Was ich sage, ist Wahrheit und Wirklichkeit. Hätten Sie mit Ruhe nach dem Dienstsiegel gesehen und darauf die Worte „Direction der Frankfurt-Hanauer Eisenbahn" gelesen, so würde Ihnen dabei eingefallen sein, daß ich gestern bei der Inspicirung des Hanauer Bahnhofes einen früheren trigonometrischen Kamerad entdeckt, begrüßt und Ihnen als Major a. D. und Oberbeamter der Bahn vorgestellt hatte. Er ist derselbe, welcher hier im Vordergrunde des Bildes im Trompeter-Civil, dem damaligen Hauptmann v. Hesse ein Glas Wein herüber reicht. Im Hintergrunde auf der Kiste sitzt unser Chef der trigonometrischen Abtheilung. Neben ihm, mit

dem Käppi, der Hauptmann H. der königl. belgischen Generalstabes. Mich haben Sie selber schon erkannt, nicht aber den biederen Franz, welcher, in gedeckter Stellung trigonometrische Beobachtungen anstellend, damals Musketier im ersten Infanterie-Regiment, heut wie vor zwanzig Jahren mein Leibsklave ist. Wenn ich Ihnen nun noch sage, daß der Braten tragende Jüngling der Sklave Friedrich des Hauptmann v. Hesse ist, so haben Sie die ganze Naturgeschichte der Gesellschaft, welche sich im Jahre 1847, behufs einer geodätischen Grad- und Basismessung, nach Bonn begeben hatte. Dieselbe hatte bei der Arbeit auf der Chaussee von Bonn nach Köln den Möbelwagen, welcher zum Transport der Instrumente und Meßgeräthe dient, zum Officier-Speisesalon erhoben. — Soviel für jetzt! — Heut Abend beim gemeinschaftlichen Souper will ich Ihnen die Details vortragen zur Belohnung für das Vergnügen, welches mir Ihr Feuereifer bereitet hat. — Ich danke Ihnen!"

Nach dieser bekannten Entlassungsformel schwenkte der Premierlieutenant v. C. links ab, um seinem beschwerlichen Tagesdienste obzuliegen; der General aber nahm nochmals das Blatt in die Hand und summte vor sich hin:

„Das war eine herrliche Zeit,
Wie anders als damals ist's heut!"

Der große Speisesaal im „Römischen Kaiser" bot, wie die andern Hotels ersten Rangs, an jenem Abend ein trauriges Bild der Vereinsamung dar.

Wo waren die steifen Engländer mit ihren langlockigen und vielspeakenden Ladys? — Wo waren die geschwätzigen Franzosen, die theebrauenden Russen mit all den anderen dazwischen gestreuten Vertretern aller Nationen? — Die Kriegsfurie mit flammendem Schwerte hatte sie sammt und sonders vertrieben.

Da standen die langen Tafeln mit dem blendend weißen Tischzeug — ohne Couverts; — da standen die Kellner in schwarzen Fracks mit weißen Halsbinden und mit weißen Servietten unter dem Arm, um sie zeitweilig vor den weit gesperrten Mund zu halten oder sich die Fliegen abzuwehren, die ihnen mitleidsvoll Kurzweil verschaffen wollten, undankbarer Weise aber nicht bloß abgewiesen, sondern abgestraft, zu Krüppeln geschlagen oder ohne standrechtliche Erkenntniß vom Leben zum Tode gebracht wurden. Sicher sind auch diese Greuelthaten den unschuldigen Preußen aufs Conto gesetzt, da in einer Handelsstadt nothwendigerweise Alles gebucht werden muß.

„Trauer herrscht in Romas Hallen" parodirten die gelangweilten Kellner am bezeichneten Abend des 18. Juli und gaben ihren Gefühlen dadurch

noch besonderen Ausdruck, daß sie die beiden vordersten Kronleuchter gar nicht anzündeten.

Desto herrlicher ließ aber der dritte Lustre seine hellen Lichtstrahlen auf die im Hintergrunde des Saales stehende gastliche Tafel fallen, an der sich der Brigade-General mit seinem Stabe und einigen befreundeten Officieren niedergelassen hatten, um sich nach den Mühen des Tages zu erquicken.

Die der Stadt Frankfurt angeborene Gastfreundschaft, welche sich erst unlängst am Fürstentage des Jahres 1863 so ruhmvoll bewährt hatte, sorgte dafür, daß es den überaus angenehmen Gästen des Jahres 1866 an nichts fehle. Da zeigten sich nicht allein die schönsten Speisen und Getränke um Hunger und Durst zu stillen, nein, da waren sogar die kleinen Hülfsmittel nicht vergessen, welche die etwa ermattenden Vertilgungswerkzeuge des menschlichen Körpers zu erneuter Thätigkeit animiren, wie andere, die nur erdacht worden sind, die gute Laune der lieben Gäste zu heben und bis zur Herbeischaffung des Kaffees auf dieser Höhe zu erhalten. Da fehlten zu guter letzt nicht einmal die feinen Havanna-Cigarren (acht pro Mann laut General-Oberbefehl) an die sich die lieben Gäste mit bewundernswürdiger Schnelligkeit wie an das tägliche Brod gewöhnt hatten. Und wenn auch die Preußen im Allgemeinen seit des

„alten Dessauers“ Zeiten „keine solche Lumpen“ zu sein pflegen, welche den lieben Gott mit einer jeden Kleinigkeit behelligen, so verflocht sich doch unwillkürlich mit ihrer vierten Bitte: „Unser täglich Brod gieb uns heute!“ der kleine bescheidene Zusatz: „und die acht ordonnanzmäßigen Cigarren von der besten Sorte.“

Na! vorderhand war dieß fromme Gebet wirklich erhört und es befanden sich sieben Cigarren, ohne „zu kohlen,“ im besten Brande.

Dieser Moment war von den Officieren, die schon Einiges vom Morgenvorgange durch v. C. erfahren hatten, mit Sehnsucht erwartet und wenn sonst nach den Karten gegriffen wurde, um eine Partie Sechsundsechzig zu entriren (worin man große Routine in neuester Zeit erworben), so erschallte heut nur aus Aller Mund ein: „Herr General! Aber jetzt die Geschichte vom Möbelwagen, vom Diner auf der Landstraße!“

„Kinder, was seid ihr neugierig!“ rief der General gravitätisch, aber doch so freundlich wie immer oder mehr noch, da er selber das Verlangen trug, das „Märchen aus alten Zeiten“ aufzuwärmen.

„Neugierig? — nur wißbegierig, Herr General,“ ließ sich ein junger, für heut Abend gastirender Lieutenant vernehmen.

„Ja, Ihre Wißbegierde ist uns Allen bekannt,“

sagte der General, zog dabei die Autographie aus der Brusttasche, legte sie auseinander und deutete auf den hinter dem Wagen mit der Flasche liebäugelnden Musketier: „Sehen Sie hier! Mein Franz war vor zwanzig Jahren auch voller Wißbegierde, indem er durch logische Schlußfolgerungen festzustellen suchte, ob der Weinrest zu klein sei, um noch einmal davon einzuschenken oder zu groß um ihn mit einem Zuge auszutrinken."

„Wohl bekomm's, Herr Fähnrich!" höhnte ein älterer Officier, der neben dem Lieutenant saß und ihm dabei auf die Schulter klopfte.

„Ja, meine Herren," fing nun der General an, „meine Geschichte ist eigentlich so lang, so vielseitig und bedeutend, daß ich kaum recht weiß, wie ich sie kurzweilig zurecht legen soll, damit Sie mir dabei nicht einnicken. — Ich muß dieselbe wissenschaftlich einleiten, da ich so wißbegierige Zuhörer habe, wie den jungen Herrn da, der dabei etwas lernen will und kann. Den älteren Herren wird bekannt sein, daß der Chef der trigonometrischen Abtheilung des Generalstabes, zu der ich in den Vierziger Jahren kommandirt war, daß derselbe in den Dreißiger Jahren mit dem berühmten Astronomen Bessel bei Königsberg eine Basis gemessen und eine Gradmessung ausgeführt hatte. An diese Messung wurde ein Dreicknetz angeknüpft, das die

Ostsee entlang nach Dänemark und Schweden, dann herunter nach Berlin geführt worden, wo 1846 zur Prüfung der Messung und Rechnung eine neue Grundlinie gemessen und auf die Dreieckskette, die bis Königsberg reichte und an die russischen Berechnungen anknüpft, übertragen wurde. — Da Alles gar herrlich stimmte, so kam dem Chef die Lust an, nun auch in gleicher Weise die ursprünglich französische Dreieckskette, welche unter Papa Müffling vom Rhein bis Oesterreich fortgeführt und dort an die österreichischen Messungen angeknüpft war, durch eine Basismessung bei Bonn zu controliren.

Die Genehmigung des Chefs des Generalstabes der Armee zu dieser höchst interessanten Arbeit von großer wissenschaftlicher Wichtigkeit war bereits ertheilt, und es tauchte eines Tages im hohen Rathe des trigonometrischen Bureaus die Frage auf: „Wie schaffen wir nur am besten die Instrumente nach dem Rhein?"

Da trat der hier auf dem Bilde im Generalstabstrompeter-Civil costümirte Praktikus vor mit den Worten: „Herr Oberst, ich erlaube mir Ihre Aufmerksamkeit auf die neuste Erfindung im Transportwesen, auf die ungeheuerlichen Berliner Möbelwagen zu lenken, die innen gepolstert, auf Federn ruhen und in jeder Beziehung unsern Bedürfnissen entsprechen!"

„Mann des Lichtes und Fortschrittes!“ erwiederte der Oberst, „Dein Wille geschehe! und mir fällt die eine große Sorge vom Herzen wie wir u. A. die vier großen Etalons von zwölf Fuß Länge, die uns die Dänen und Schweden in ihren trigonometrischen Schlachten von Kopenhagen und Upsala schon stark verwundet haben, wie wir diese vier Meßstangen, resp. Apparate, gesund nach dem Rheine bringen sollen.“

„So geschah es, daß der hier abgebildete Möbelwagen mit Etalons, Theodoliten, Signaltafeln, Fahnen, Böcken, Gewichten und anderen Utensilien Anfangs Mai des Jahres 1847 nach Bonn abgeschickt wurde, wohin wir etwa vierzehn Tage später in pleno nachfolgten.“

„O du wunderschöner Monat Mai des Jahres 1847, an dem wir uns „eines Morgens früh um Achte, als Niemand Böses dachte“ bereits im Coupé des Anhaltschen Bahnzuges befanden, der uns über Magdeburg nach Köln und dem deutschen Rhein mit den französischen Dreieckspunkten tragen sollte!“

„Unser Chef wollte einige Tage später fahren, dafür aber hatte unser Personal einen Zuwachs in der Person des berühmten Rechenkünstlers Dahse erhalten, der uns bei der Lösung von hunderteinundvierzig Gleichungen mit sechsundachtzig „Unbekannten,“ die uns aber als Dreieckspunkte der Kette

Königsberg=Berlin nur zu bekannt waren, als Rechen=knecht, d. h. als eine ewig aufgeschlagene Logarithmen=tafel dienen sollte. Denn es war vorauszusehen, daß wir den Sommer über nicht viel Zeit zum Rechnen finden würden, obgleich wir so manchesmal früher wie die Sonne selbst den jungen Tag verkündigten, wobei wir, Gott sei's geklagt! manchen Tag sieb=zehn bis achtzehn Cigarren pro Mann rauchten. Es waren dieß nichts weniger als Frankfurter Gast=cigarren, die uns in diesem Augenblick so wohl schmecken."

„Also wir saßen bereits im Coupé; es läutete schon zum zweitenmale. Wir zählten die Häupter unserer Lieben und siehe da, eines fehlte mit dem dazu gehörigen Cadaver, oberen und unteren Extre=mitäten. Letztere steckten in einem Paar recht=schaffener Kalauer, die wir bald auf dem Perron herausfanden. Bei weiterer Recherche von unten nach oben entdeckten wir auch den weiteren Zubehör, bis auf den Kopf; denn Dahse schien diesen für den Augenblick verloren zu haben. Es läutete schon zum drittenmale und noch immer steckte der Kopf Dahse's im Schalter; hinter welchem der erstaunte Billeteur dem kopflosen Dahse durchaus weißmachen wollte, daß er auf einen Thaler bei 27½ Sgr. nur 2½ zurück erhalten könne."

„Herr Dahse, Herr Dahse!" rufen wir. „Kommen

Sie, es läutet schon zum drittenmale!" Dieser Zuruf bewirkte, daß Dahse seinen Kopf wieder fand und so „der ehrliche Finder" um die „angemessene Belohnung" kam.

„Na was soll ich Ihnen noch weiter erzählen," fuhr der General fort, „daß wir eine ganz heitere Fahrt nach dem Rheine machten, denn zur Kurzweil ließen wir unsern Dahse Kunststücke machen. Freilich war er erst übler Laune, weil er sich immer noch vom bösen Billeteur übervortheilt glaubte. Natürlich hielten wir ihm in etwas beißender Weise vor, daß durch diesen Zwischenfall der Ruhm seiner Kunststücke im Rechnen nicht gerade erhöht würde, dann aber legte er pfiffig den dicken Zeigefinger an die auch keineswegs spillerige Nase, kniff die kleinen Augen bis auf ein Minimum des Statthaften zu und lispelte verschmitzt: „Ja, meine Herren, in Geldsachen ist das ganz was anderes!" Wir dachten „er hat Recht" weil schon nach Hansemann die Gemüthlichkeit dabei aufhört. Dahse betrieb aber überhaupt sein ganzes Kopfrechnen mit mehr Gemüthlichkeit als Wissenschaftlichkeit. Nun ist der arme Kerl längst todt, jedenfalls aber rechnet er im Jenseits noch fort, zählt die Sterne der Milchstraße u. dgl. Denn für ihn gibt's ohne Zahlen keine Seligkeit. Zählen mußte er immer und fortwährend, mochten nun die Pflastersteine der Straße, die Bäume

des Waldes oder die Ziegel der Dächer ihm die Gelegenheit dazu bieten."

„Bei unserem Einrücken in Bonn hatten wir bald die Freude, unsern ungeheuerlichen, lieben Landsmann oder vielmehr Landskasten — ich meine den Möbelwagen zu begrüßen. Da stand dieß, damals in den Rheinlanden noch unbekannte Prachtstück, mit dem geheimnißvollen Inhalte, welchen wir bald prüften und wohlbehalten fanden. Aber in Bonn cirkulirten schon wunderbare Gerüchte darüber, die an ihrer Wunderbarkeit durch unser Hinzutreten nur zunahmen. Wohl nicht der kleinste Theil der Bonner Bevölkerung blickte erwartungsvoll auf die Brunnen und Straßenecken, wie auf den Obelisk am Marktplatz, denn mit jeder Minute mußten ja die rothen, gelben oder grünen Plakate erscheinen, welche die Kunstproduktionen der Athleten mit den Centnergewichten u. s. w. zweifellos verkünden würden. Die Seitenblicke mancher blühenden Rheinländerin fielen besonders auf mich, dessen gedrungene Gestalt und ausgebildete Muskulatur ihnen am vielversprechendsten schien. Muskulöse Männer lieben die Mädchen nun einmal — und nicht bloß am Rhein!"

„Was lachen Sie, Fennrich?" raunte der General den jungen Lieutenant an, der gar nicht einmal lachte, sondern nur lächelte und zwar zu der Panto-

mime, die der Hauptmann B. hinter dem General, beim Schlußsatz desselben gemacht hatte.

„Ihr Lächeln erinnert mich daran," fuhr der General fort, ohne den verlegenen Lieutenant erst zu Worte kommen zu lassen, „daß ich den jungen Herrn eigentlich hätte in sein Quartier schicken sollen, da die nun folgende Episode leicht sein keusches Ohr beleidigen oder anderweit nachtheilige Folgen für ihn haben könnte."

„Na, na! Bleiben Sie nur sitzen und machen Sie kein so jämmerliches Gesicht. Sie können noch weiter zuhören, aber mit halbem Ohr, wenn ich bitten darf!"

„Ja, meine Herren, es ist freilich etwas indiskret, wenn ich Ihnen das Nächstfolgende mittheile, aber wissen sollen Sie es doch."

„Ich sagte schon, daß unser Chef einige Tage nach uns abreisen wollte. So harrten wir denn im „goldenen Stern" zu Bonn seiner Ankunft. Dieselbe erfolgte schon anderen Tages, aber der Herr Oberst hatte es vorgezogen, einstweilen im neuen großen Hôtel de l'Europe abzusteigen, als noch am Abend seiner Ankunft unsere Spur aufzusuchen. Er fand uns aber Tags darauf sofort und erzählte in seiner trockenen, komischen Weise, die immer hervortrat, wenn er, wie an diesem Morgen, bei guter Laune war, Folgendes:

„Was einem nicht alles in seinen alten Tagen noch passiren kann! Denken Sie sich nur! Ermüdet von der Reise begab ich mich bald in die so überaus einladende Himmelbettstelle von Nro. 7, deren weiche Pfühle mich liebevoll umarmten und mich schnell allen Kummer dieser Welt vergessen ließen. Hätte ich träumen sollen, so durfte es nur der Traum einer selbstbewußten, himmlischen Ruhe in diesem liebeswarmen Bett sein, wenn ich mich nicht mit Gott Morpheus ernstlich überwerfen sollte. Er hatte aber ein Einsehen und verschonte mich mit seinen Gaukeleien. Sein Geschäft schien aber ein anderes himmlisches Wesen übernommen zu haben.

Es konnte meiner Meinung nach kaum Mitternacht sein, da war mir, als ob Jemand an der Thür meines Zimmers zu schließen versuchte. — „Einfältiger Traum!" denke ich, ziehe meine weiße, baumwollene Nachtspille etwas tiefer über die Ohren, so daß sich der Zipfel mit dem Büschel drohend empor richtete, was Morpheus gewiß einen kleinen Schrecken eingejagt und ihn veranlaßt hätte, von seinen unzeitigen Neckereien abzustehen. Dennoch hörte ich, trotz tief herabgezogener Zipfelmütze, jetzt ganz deutlich wieder das Drehen am Schlüssel. „Alle Wetter!" denke oder murmle ich. „Sollte hier wirklich ein Attentäter mich um die Ehre des fünfzigjährigen Dienstjubiläums bringen wollen?"

Mein Arm sucht unwillkürlich nach der „Mikrometerschraube". Sie kennen ja meinen Ziegenhainer, der sich den trigonometrischen Titel durch seine große allgemeine Brauchbarkeit für die verschiedensten Zwecke, nach langer Dienstzeit in Ehren, unter uns erworben hat. Ich finde ihn aber nicht, da er mit den übrigen kostbaren Geräthen die Reise auf gemeinschaftliche, d. h. Staatskosten, im Möbelwagen angetreten hatte und den ich daher erst heute von Ihnen reclamiren werde. Ich lege mich also wieder in die Kissen zurück, um abzuwarten was sich weiter begeben wird.

„Aber rathen Sie, meine Herren, was sich weiter ergab und ergeben konnte, weil ich harm- und sorglos niemals die Thür abzuriegeln pflege."

Ich höre die Thür sich langsam öffnen.

„Auch gut!" denke ich. Das Anklopfen ist bei Morpheusen niemals Mode gewesen; also darf ich mich auch nicht darüber wundern, daß dieß andere göttliche Wesen, das für diese Nacht als Stellvertreter des Traumgottes meinen gesunden Schlaf zu beunruhigen für nöthig erachtet, auch bei mir, dem königl. preußischen Oberst und Abtheilungs-Chef im großen Generalstabe, Ritter hoher in- und ausländischer Orden, selbst des Dannebrog-Ordens mit der Devise „ooch gut",* Inhaber eines rühmlichst

* Og gud, d. h. mit Gott.

abwesenden Ziegenhainers, genannt „Mikrometerschraube," daß dieß göttliche Wesen es für gut befindet, auch bei mir unangemeldet und ohne anzuklopfen einzutreten. Og gud!

Ein heller Lichtschein fällt in mein Zimmer. Halb gegen die Wand gekehrt sehe ich, mehr mit Entsetzen, denn mit Vergnügen, erst meine Nase, dann die Zipfelmütze, ihren Schlagschatten auf die weiße Wand oder die, sie verdeckende, weiße Gardine werfen.

„Heinrich, Heinrich! Warum hast du mich verlassen!" apostrophire ich in Gedanken meinen abwesenden treuen Diener.

Lange Pause, in der ich nichts weiter sah, als den unveränderten Schlagschatten meiner Nase und Zipfelmütze, nichts weiter hörte, als das Rauschen eines Frauenkleides, nichts weiter dachte, als „was wird eigentlich aus der Geschichte ohne Beihülfe meiner Mikrometerschraube werden?"

Eine jede Geschichte, selbst die einer mitternächtlichen Gespenstererscheinung kann langweilig werden, wenn sie, wie die des „siebenjährigen Krieges" vierzehn Bände einnimmt oder wenn sie, wie hier vierzehn Secunden dauert, welche mir die Länge von vierzehn Minuten zu haben schienen. Ich richtete mich deßhalb langsam auf, wandte meinen Kopf gegen die Stubenthür und — eine weibliche Gestalt

mit der Leuchte in der Hand wollte mir eben den Drohruf auspressen: „Macbethin machen Sie mir nicht graulich!“ Aber nein! keine grauliche Macbethin, sondern ein göttliches Traumwesen, angethan mit dem Kleide der Unschuld, stand süßlächelnd vor mir. Blendend weiße Musselingewänder umhüllten in schönstem Faltenwurf eine himmlische Gestalt. Ob ein geschlechtsloser Engel aus den Räumen der Seligkeit zu mir herniedergeschwebt war, darüber blieb ich nur so lange in Zweifel, bis ich entdeckte, daß zu dem Engelbilde mit wallenden Locken auch eine, mehr als bescheiden verhüllte Büste gehörte, die nur einem göttlichen Weibe, wie etwa der Madame Morpheus selber angehören konnte.

Da stand sie in meinem eigenen Zimmer, Hôtel de l'Europe Nro. 7, Beletage, selbst belle in jeder ihrer Etagen; die Thürklinke in der zurückgestreckten Linken, einen goldenen Leuchter mit hellstrahlender Kerze in der vorgestreckten Rechten, zu der ein Arm gehörte, wie ihn die Kunst nur erfinden, die hausbackene Natur nicht erzeugen kann. Hier konnte ich nur sagen, was man in solchen gehobenen Momenten zu sagen pflegt: gar nichts! Da stand sie — da lag ich! Da sah sie mich an — da ich sie! Wir sahen uns Beide an und sagten Beide nichts.

Das sanfte Engelslächeln ihres Antlitzes verschwand allmählig, als wenn eine duftige Nebelwolke

den Silberschein der Venus, am Sternenhimmel langsam vorüberziehend, verdunkelt und verdüstert.

„Hm!“ höre ich sanft flüstern. „Verfehlte Invite! Das Alter würde mich nicht geniren; die Zipfelmütze deutet aber auf einen soliden Deutschen! Ich ziehe einen heißblütigen Franzosen vor! Er rührt sich nicht, verhimmelt nicht, sagt gar nichts? Drücken wir uns, ehe er grob wird!“ Und sie drückte sich.

„Nun, meine Herren, ich weiß nicht ob Sie sich eine Vorstellung davon zu machen vermögen, wie mir zu Muthe war, als sich die Thür wieder geschlossen und mich nun eine ägyptische Finsterniß umgab, den so eben noch eine Lichterscheinung aus höheren Sphären einige Minuten lang so verführerisch geblendet hatte. Träume ich oder wache ich!“ rief ich mir selber zu. Ich betastete meinen Kopf, meine Nase, meine Spille, Alles in gehöriger Ordnung vorhanden, doch hatte sich der Zipfel deprimirt nach hinten geworfen.

Ich verstand diesen Wink des Schicksals, warf mich ebenfalls so recht tief in die Kissen zurück unter dem Ausruf: „O Morpheus! Du Gott des sanften Schlummers und der süßen Träume! Nimm mich wieder auf in deine schützenden Arme und bewahre mich vor deinen Sendboten, denn meine ganze Stube riecht noch nach Morphium, Moschus oder Millefleurs — ich vermag es nicht zu unterscheiden!“

So drückte ich die Augen fest zu und habe sie erst vor einer halben Stunde wieder aufzumachen gewagt.

Da bin ich nun bei Ihnen, bleibe bei Ihnen und bitte Sie, meine Effekten nebst Mikrometerschraube sofort herholen zu lassen, denn zehn Pferde bringen mich nicht wieder nach dem Hotel zurück!

„Sehen Sie, meine Herren," bemerkte nun General v. W., nachdem er sich umsah, welchen Eindruck diese Erzählung aus vergangenen Zeiten auf das andächtig lauschende Auditorium wohl gemacht habe, „so kann selbst der Tugendhafteste in sündhafte Verführungen gerathen und ich empfehle daher, vor allem Ihnen, Herr „Fennrich," niemals die Stubenthür offen zu lassen, was auch ich mir seit jener Zeit nur ausnahmsweis zu erlauben pflege."

Der blonde Lieutenant kam wieder nicht zu Worte, denn der General winkte zur Ruhe mit dem Bemerken: „Stille, stille! ich weiß schon was Sie sagen wollen; aber wenn ich heut Abend noch mit meiner Geschichte zu Ende kommen soll, so muß ich mich beeilen — oder wollen wir ab- und aufbrechen?"

„Beileibe nicht, Herr General! Wir wissen ja eigentlich noch gar nichts vom Diner und den übrigen hinzugezogenen Gästen!" rief die ganze Gesellschaft.

„Ist ja wahr!" lenkte der General wieder ein. „Lassen Sie sehen, wen habe ich denn noch vorzu-

stellen?" Dabei legte er die Autographie wieder auseinander.

Hahaha! Sehen Sie nur, wie unser Chef hier nach dem Teller Suppe langt, des Sprichworts stets eingedenk: „Wer lang suppt, lebt lang!" und er hat dieß auch, weiß Gott, nöthig, wenn er alle seine geodätischen Pläne zum Heil der Wissenschaft noch ausführen will. Sehen Sie nur wie freundlich der Hauptmann v. H. dort auf seinem hochbeinigen Schusterschemel, von uns Stativ genannt, ihm den Teller hinreicht. Denn erstlich ist v. H. gegen jedermann freundlich und wohlwollend, aber hier weiß er im voraus, daß auf seine Schultern eine schwere Bürde übergehen würde, wenn sein Chef schwach werden sollte; er sucht ihn daher zu stärken, während sein Gegenüber mit dem französischen Käppi, zur Linken des Chefs, unterdeß auf das Wohl aller An- und Abwesenden sein Glas bis auf die Nagelprobe leert; denn Trinken ist gesund, Trinken ist angenehm und Trinken ist nothwendig, um auf den dornigen Wegen der Geodäsie nicht schmachtend still stehen und bei 30° Reaumur, wie sie das Thermometer unserer Etalons in den Mittagsstunden stets zeigte, verschmelzen zu müssen. Darum trank er und weihte auch dem belgischen Kameraden P., der uns seine Gegenwart weniger schenkte, ein stilles Glas.

So wäre ich denn jetzt bei den beiden Hauptpersonen unseres damaligen Sommerfeldzuges angelangt.

Unser Aufenthalt im „Stern" zu Bonn mußte noch einige Zeit dauern, bis die Fundamente für die Beobachtungspfeiler gemauert und die Gußplatten zur Bezeichnung der Endpunkte der zu messenden Basis in diesen Fundamenten auf der Chaussee von Bonn nach Köln festgelegt sein würden.

Wir sahen der Beendigung dieser Vorarbeiten entgegen und brauchten, bei der Beaufsichtigung und Leitung derselben, die Diners an der Table d'hote durchaus nicht darüber zu versäumen.

Dieser rühmlichen Nichtversäumniß des leidlich angenehmen Geschäftes wollten wir uns auch am Sonntag den 2. Juni 1847 hingeben, „da speite das doppelt geöffnete Haus zwei Leoparden mit einmal aus." Wenigstens hätte der Eintritt von zwei Leoparden kaum eine größere Sensation bei dem dinirenwollenden Publicum erregt, als es hier der Fall war, beim Eintritt der zwei Rothhosen mit goldenen Streifen, den grünen Uniformfracks mit den goldenen Epaulettes, den wallenden Federbüschen auf den zierlich kleinen Hütchen, welche die beiden Officiere des königl. belgischen Generalstabs graziös unter dem linken Arm trugen. Vor Allem aber fesselten die am rothen Bande baumelnden

Leopoldsorden, die so glücklich das französische Croix d'honneur fast copiren, die Augen aller Anwesenden, besonders die unsrigen. Dieselbe wurde aber auch nicht durch andere Geschwisterkinder abgelenkt, für welche noch viel Raum auf den rund wattirten belgischen Brüsten verblieb.

Unsererseits waren diese Gäste als Theilnehmer an unsern geodätischen Amüsements schon seit mehreren Tagen erwartet. Die Ueberraschung war bei uns daher keineswegs so groß wie bei den Uebrigen, welche sich freuten, daß ihnen der Hochgenuß des Beschauens der grünen Leoparden aus dem Brüsseler zoologischen Hofgarten nicht so schnell entzogen werden sollte; denn nach der dienstlichen Meldung beim Chef und der trigonometrisch kameradschaftlichen Begrüßung von uns Anderen, nahmen sie auf Einladung des Chefs bereitwillig an der Tafel Platz. Glücklicherweise hatten wir uns an diesem Tage zur Feier des Sonntages und in Erwartung der wichtigen Dinge, die da kommen sollten, ebenfalls wenigstens in die Interimsuniform geworfen. Andernfalls würden wir auf unsere belgischen Kriegskameraden einen nicht allzu günstigen ersten Eindruck gemacht haben, was durchaus nicht in unserer Absicht lag. Vor unsern ahnenden Augen tauchte am Hintergrunde eines noch völlig dunkeln Horizontes bereits das Dämmerlicht irgend eines Ordenssternes

zweiten oder dritten Ranges, je nach der Charge, auf. Wir wären aus jenem freundlichen Entgegenkommen schon jetzt bereit gewesen, ihn, selbst ohne Schleife und Brillanten, anzunehmen.

Im Geheimen hatte schon ein Jeder von uns seine sämmtlichen französischen Vocabeln vom Staube der Vergessenheit möglichst gereinigt, um sie in Parade vorreiten zu können. Aber, siehe da! es zeigte sich, daß diese Mühe eine rein vergebliche gewesen war. Kapitän P. ein schlanker, mehr gelehrt als martialisch aussehender, blasser Officier, sprach deutsch so gut wie wir. Kapitän H., mehr jovial martialisch als gelehrt aussehend, von guter Mittelgröße, blühender Gesichtsfarbe, Adlernase mit starkem schwarzem Schnurrbart darunter und wohlgepflegtem Henri-Quatre dazu, blickte aus seinen großen freundlichen Augen so liebenswürdig, und radebrechte so lieblich mit sonorer Stimme, daß wir es ihm wohl anmerkten, auch er wollte unter Deutschen ein Deutscher sein.

Daß man zur Begrüßung fremder Gäste nicht mit miserablem Ahrweiler „Kutscher," wie ihn uns der Gastwirth zum Stern für gewöhnlich credenzte, anzustoßen pflegt, ist wohl selbstverständlich. Wir gingen daher bald zum Champagner über und verlangten als gute Deutsche und p. t. Rheinpreußen, wie reine Preußen: „moussirenden Rheinwein," —

frappé natürlich — des französischen Anklangs wegen.

Die Silberköpfe schauten eben so freundlich und begehrlich aus ihren kalten Sitzbädern heraus, wie wir in diese hinein, bis Hauptmann v. H. als ehemaliger reitender Artillerist das Batteriefeuer eröffnete.

Die bei solcher Gelegenheit üblichen, anstößlichen Redensarten wurden gewechselt; es wurde auch obligatorisch dazu getrunken und — wenn man Durst hat, schmeckt selbst einem preußischen Lieutenant der Champagner. Nur unser belgischer Kamerad, Kapitän H., schien einige Bedenken zu haben. Er riß von Minute zu Minute die Läden seiner Guckfenster weiter auf, legte graziös die Lorgnette vor und ließ sich dann wie folgt vernehmen:

„O, meine Erre, Sie thun mir eine kroß Err an, aber das Wirth ist ein kroß Spitzbub! — garçon! le maître d'hôtel, s'il vous plait!"

„Tout suite, Monsieur le Commandant!" antwortete der angerufene Kellner, welcher geschickt eine Mittelcharge zwischen General und Hauptmann hervorsuchte, um beileibe nicht durch Unhöflichkeit die in Aussicht stehenden Trinkgeldfrancs zu verscherzen.

Der Wirth, welcher glücklicherweise nicht am Tisch saß und daher das ihm beigelegte schmeichelhafte Prädicat nicht gehört hatte, verließ trippelnd

das Nebenzimmer, wie sein Tranchirgeschäft und kam unter Geleit seines Garçons zur Stelle.

„Mon ami! Sie mak eine kroß Blamage, wenn Sie bedien Ihre Gäst mit dieses Vin, was bei mir trink die cochers.“

„Ah, Monsieur! je vous demande mille fois pardon, aber es ist das Ehrenbreitsteiner, der bei meinen Gästen sehr beliebt ist!“

„Eh bien! Ick kennen ßehr kut den Ehrenbreitstein, denn ick sein der Besitzer von die Kreuzberk! C'est la deuxième qualité, Monsieur — voilà tout!“

Der Wirth stürzte zum Eisbecher, hob eine Flasche heraus, besah sie, that über die Maßen erschrocken und rief dem Kellner zu: „Welche Dummheit, Jean, sich so zu irren!“ Sprach's und lief mit unsern Flaschen davon, die wüthendsten Blicke dabei auf den Kellner abschießend.

Kapitän H. warf triumphirende Blicke um sich, während wir halb verdutzt den confiscirten Flaschen nachschauten, von denen eine bereits leer war; Unterdeß erörterte der Kapitän, daß er den Schwindel kenne. Der Kreuzberg bei Ehrenbreitstein sei das Heirathsgut seiner Frau und sein Schwager fabricire den moussirenden Rheinwein, von dem die Gastwirthe aber zwei Sorten begehrten, um unkundige Gäste mit Nro. 2 zu dupiren.

Richtig erschien der Wirth, unter tausend Bitten

um Entschuldigung des unverzeihlichen Irrthums, mit dem Ersatz durch Nro. 1 für 2.

Diese Nro. 1 zeigte sich denn auch als würdiges Kind des liebenswerthen Vaters, und selbstredend thaten wir beiden alle Ehre an.

Bis soweit ließ sich also die Einleitung unserer Sommercampagne ganz gut an, aber auch in anderer Beziehung nahm dieselbe einen erwünschten Fortgang. Die Fundamente lagen mit ihren Gußplatten nicht bloß in der Erde, sondern auch die darauf geschraubten Eisensäulen und Deckplatten ragten auf vier Fuß Höhe darüber hinaus.

Die mit Milch, Gemüse, Cerealien und Victualien täglich vorüberziehenden Landmädchen blickten anfangs erstaunt darauf, erkannten aber alsbald den Wink des Schicksals, und ließen auf unsere drei Beobachtungspfeiler die schweren Traglasten von den rheinländischen Blondköpfchen herabgleiten. So trugen die drei Tischchen einstweilen gemeine Marktkörbe mit Kartoffeln, Kohlrüben und Kopfsalat statt der kostbaren Theodoliten und Signaltafeln.

Doch damit war es noch nicht abgethan, „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ und wenn dieß Wort nicht Wahrheit wäre, so müßten wir nicht so viele schlechte Gedichte und Novellen lesen, die als Kinder der Langenweile auf den Büchertisch abgelagert werden. Wenn dieß Wort nicht Wahrheit wäre,

wie der eben daraus gefolgerte Schluß die reinste Wahrheit ist, so wären unsere lieben rheinländischen Dichterinnen aus dem Kuhstall und Gemüsegarten nie darauf gekommen, diese Stätten der Ruhe und Langweile, welche wir ihnen gebaut und vorsichtig mit weißen Schutzkasten umgeben hatten, als ein Dorfalbum zu benutzen und ihre geistreichen Gedanken darin einzutragen.

Ja, meine Herren, die Wissenschaft ist um so viel ärmer geblieben, als ich den Verlust der Copien aller der poetischen Ergüsse im Volksdialect zu beklagen habe, welche mit mehr oder weniger Aufwand von kalligraphischer Kunst auf den weißen Holzwänden der Schutzkasten deponirt waren:

„Hie war'n de Hadeküs drin gedrögt,
Der Düwel hat se selbst wohl hingelegt,"

d. h. „Hier werden die Handkäse getrocknet, die der Teufel hingelegt hat." — Das ist der einzige Erguß der rheinischen Naturpoesie, welchen ich im Gedächtniß aufbewahrt habe und ich wollte denselben daher weder Ihnen, meine Herrn, noch der Wissenschaft vorenthalten.

Nachdem nun unsere trigonometrische Macht durch den Zugang einer Section vierundzwanzigpfündiger Artilleristen, unter dem Commando eines Oberfeuerwerkers zu einer wahren Großmacht

erweitert hatte, fand der Aus- und Umzug nach „Hörrschel“ (Hörsel) statt — ein Triumphzug wie ihn Bonn noch nicht erlebt hatte.

Obgleich wir kein Musikchor und keine Fahnenschwenker bei diesem Gewerkszug der durchaus zünftigen trigonometrischen Genossenschaft vorausschickten, würden wir doch in jedem Festcarnevals- oder anderem lustigen Aufzuge ein würdiges Mittelglied der bunten Kette gebildet haben, wenn Kapitän H. auch nicht seinen rothen Käppi aufgestülpt und Lieutenant R. auch nicht sein Trompeter-Civil angezogen, selbst wenn Oberst B. auch nicht die treue „Mikrometerschraube“ in der Rechten geführt hätte.

Glücklich hatten wir Bonn ohne Jubelgeschrei hinter uns; der Oberfeuerwerker, als Divisions-Commandeur, hatte bereits den hinter dem Möbelwagen stramm marschirenden Vierundzwanzigpfündern „ohne Tritt“ kommandirt und die Tabakspfeifen in Brand setzen lassen; ein kurzer Marsch und gastlich winkte uns der Kirchthurm Hörrschels wie ein großer Zeigefinger entgegen.

Aber ach! es war wohl ein verkanntes Drohzeichen? Denn das würdige Oberhaupt — genannt Schultheiß — des rheinischen Freistaates Hörsel war so frei, sich bei unserm Abmarsche aus dem Staube zu machen, uns selbst aber dem Staube der Chaussee und einem dunkelen Schicksale zu über-

lassen. Er selbst aber glaubte darüber durchaus nicht im Dunkeln zu sein, daß wir eben solch eine Zigeunerbande — oder Puppenspieler — wären, wie die, welche er vor kaum acht Tagen über die engen Grenzen seines Reiches zu jagen sich „von Rechts= und Obrigkeitswegen" veranlaßt gesehen hatte, weil sich die Bande in factischem Ueberflusse von Mangel an Subsistenzmitteln befand.

Dank sei es unserem belgischen Kameraden H., der recht anständige Batterien auffahren ließ, um eine Bresche in das gefühlvolle Herz der Mutter des Freistaates, die zugleich die angenehme Wirthin des einzigen Gasthauses war, zu schießen. Dieß Bombardement, mit blanker Baarzahlung Zug um Zug begleitet, wirkte; der Schultheiß und Krugwirth — ob auf optisch=telegraphischem oder akustischem Wege benachrichtigt, das blieb unerfindlich — erschien urplötzlich und war nicht wenig erschrocken, als ihm die königliche „Offene Ordre" präsentirt wurde, welche uns nicht allein zu Quartieren, sondern auch zum Besteigen der Kirchthürme, Schlagen von Durchsichten in den Wäldern, Betreten der Wiesen und Felder und zu anderen Ungezogenheiten berechtigte, resp. die Ortsbehörden aufforderte, uns nach Kräften dabei beizustehen.

„Der Düwel! dat hätt könne schlimm uusfalle!" murmelte die Ortsbehörde, sich den Schweiß trocknend. Wir aber waren nun geborgen.

Mit Beseitigung der bürgerlichen Sorgen nahmen nun die stabsdienstlichen zum Wohle der Wissenschaft bald ihren Anfang.

Herr Gott! das war ein Kribbeln und Krabbeln auf der Viertelmeile Chaussee, der das Glück beschieden worden, zu einer geodätischen Basis erhoben worden zu sein. Da wurden von den „Vierundzwanzigpfündern" Platten gelegt, Gewichte drauf gestellt, Böcke gesetzt (zu Anfang sogar auch geschossen, es war das Probeexerciren). Dann wurden die geheimnißvollen Etalons gelegt, dieselben mittelst Theodolit und Fahnenschwenken nach einer Signaltafel eingerichtet; die Thermometer abgelesen; die Wasserwagen gestellt, geschraubt, abgelesen und notirt, so wie endlich die Abstände der Etalons von einander mit mathematisch genau geschliffenen Glaskeilen ebenso abgemessen, wie die differirende Ausdehnung der Zink- und Eisenstäbe, welche die Meßstangen bilden.

Ach, das war ein lustiges Leben, in welchem ein Jeder, vom Ersten bis zum Letzten, auch Friedrich und Franz, seine kleinen unscheinbaren Geschäfte hatte, von deren exacter Ausführung so Vieles, in der letzten Schlußfolgerung sogar das Schicksal unseres Planeten, d. h. die wahre Gestalt der Mutter Erde abhing; denn positive, d. h. mathematische Gewißheit über die Rundungen ihres

Bauches ist nur aus ausgedehnten geodätischen Messungen zu erlangen.

So hatte denn die Arbeit einen großen Reiz für uns Alle; nicht minder reizend aber waren auch die Pausen, welche nothwendigerweise eintreten mußten, sollten wir nicht dem traurigen Schicksal entgegen gehen, als vertrocknete Mumien neben den Mönchen im nahen Poppelsdorf einrangirt zu werden. Am allerwenigsten wäre Kamerad H. damit einverstanden gewesen, weil er überhaupt kein Freund des Vertrocknens war und dann hätten ja die verhaßten How-do-you-do's auch über ihn, wie über die unschuldigen Mönche, faule Witze machen, auch auf seinem Bauch trommeln können; — das waren kitzelige Punkte!

Es existiren noch Skizzen, wie wir in solchen Pausen im Chausseegraben und grünen Klee, unter schattigen Apfelbäumen, wie die müden Handwerksburschen umher lagen und lungerten. Letzteres nach befeuchtendem Thau des „Friedrich-Franz"-Departements. Eine dieser Skizzen von der Hand des Hauptmann v. H. — Gott habe ihn selig, da er als General und Chef der Landes-Triangulation gestorben und bei Genf begraben — sie stellt mich selbst in so horizontaler Lage und Ansicht dar, daß meine Nase über der gewölbten Stirn allein zum Vorschein kommt, gerade so als hätte dem

Maler der Chimborasso auf der Erdkugel zum Vorwurf gedient.

Die Krone des Ganzen bildete jedoch immer das Diner, bei dem uns der Möbelwagen als Speisesaal diente; denn er war so sinnreich construirt, daß noch Viele neben demselben Platz hatten, wenn die paar Plätze ersten Ranges in demselben schon occupirt waren.

„Sehen Sie sich, meine Herren, dieß Bild nochmals genau an," fuhr der General fort. „Ist es nicht himmlisch, wie wir hier im Möbelwagen das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden wußten? War es nicht der Mühe werth dieß Bild der Nachwelt aufzubewahren? Ich selber habe es in der Mappe, wie jeder Theilnehmer. Aber dieß Exemplar hier vor uns kann, wie gesagt, nur über Brasilien, England, Asien und die Türkei den Weg zu uns wieder gefunden haben, wohin die Wogen des Schicksales unsern armen Schleswig-Holsteiner und trigonometrischen Kameraden R. getragen haben. In Gedanken höre ich ihn dabei mit verbissenem Grimme das Lied summen: „Ist mir nichts, ist mir gar nichts geblieben, als die Ehre und dieß alternde — Bild, ein Bild aus „vergangenen Zeiten," das uns Allen nie aus dem Sinne kommt."

„So, meine Herren, nun kann ich wohl meine

Erzählung schließen, da Sie nunmehr wissen, was dieß Bild bedeutet und weßhalb der Eisenbahnmann dasselbe auf seiner großen Rundreise über die verschiedenen Oceane und Hemisphären mit sich geführt, jetzt aber es mir zugeschickt hat."

„O, bitte, Herr General," ließen sich alle Zuhörer vernehmen. „Es ist noch früh genug und Sie können uns noch Einiges über das interessante Kapitel zum Besten geben. Namentlich möchten wir noch mehr über die belgischen Kameraden hören. Also, bitte, bitte!"

Da öffnete sich die Thür des Speisesaals. Ein Armee-Gendarm trat mit einem großen Dienstbrief ein und aus Aller Mund hörte man: „Siehe da! Wohl noch ein Bild vom „Diner auf der Landstraße?" Der Armee-Gendarm trat auf den General zu und überreichte die Depesche mit den Worten: „Divisionsbefehl!" Derselbe entfaltete das Schreiben, blickte hinein und antwortete: „Ich danke!"

Aller Augen waren auf den General gerichtet, der plötzlich sehr ernst geworden war, dann wieder lächelnd aufblickte und in wichtig klingelndem Tone sagte:

„Ja, meine Herren, wieder ein Diner auf der Landstraße, aber mit Musik und Tanz — nämlich „Waffentanz!" „Morgen früh fünf Uhr steht die Division auf der Darmstädter Landstraße zum Aus-

marsch bereit. Ordre de Bataille unverändert; die Brigade Wrangel marschirt direct auf Stockstadt 2c."

„Hurrah!" riefen die Officiere und ließen die Gläser klingen.

„Nun, meine Herren, da wir doch vielleicht nicht bald wieder so fröhlich, vielleicht auch nicht so vollzählig wieder beisammen sitzen werden wie jetzt, so denke ich, wir machen noch eine kleine Bowle, während Hauptmann N. die Ordre ausfertigt und an die Regimenter abschickt, und ich will dann bei derselben Ihren Wünschen weiter nachkommen."

Premierlieutenant v. C. winkte dem Oberkellner und eine Ordonnanz ertheilte demselben leise die nöthigen Aufträge zur Vollziehung des Brigadebefehles und der General fuhr fort wie folgt:

„Also von unserem lieben Kapitän H. möchten Sie noch einige Details registriren? — Nun, da kann Ihnen wohl geholfen werden! Aber was denn zuerst? — Halt, da fällt mir die Theodolitengeschichte ein und manch Anderes daneben, was ich voranschicken will."

Wie ich schon erzählte, wurde ein Theodolit bei der Basismessung dazu verwendet, die Etalons genau in das Alignement der Basis einzurichten. Er wurde deßhalb auf ein Stativ im Alignement selbst aufgestellt. Lieutenant R. im Trompeter-Civil saß dahinter auf einem Schemel, mit der Fahne

in der Hand und richtete ein. Plötzlich steigt gewaltiger Staub auf der Chaussee auf. Eine offene Kalesche kommt im Carrière von Bonn dahergebraust und zwei mächtige, schwarze Newfoundländer laufen daneben, mit den Pferden um die Wette.

„Ah der Prinz!" rufen Alle (Prinz F. K. studirte damals in Bonn und der jetzige Kriegs-Minister v. Roon war ihm als Gouverneur zur Seite). Unser Chef hatte sich bei seiner Ankunft beim Prinzen gemeldet und dieser hatte versprochen, unsere interessanten Arbeiten gelegentlich anzusehen. Zu dem Zweck war er jetzt hinausgefahren.

Bei dem entfernt aufgestellten Theodoliten ließ er sofort anhalten. Die Newfoundländer verstanden noch zu wenig von Geodäsie und erachteten den kostbaren Theodolit so gering, daß sie ihn in wuchtigen Sprüngen, sammt Dreifuß und beobachtendem Lieutenant, beinahe über den Haufen liefen. Letzterer ließ sich aber in seinem Dienst nicht stören, sah mit keinem Blick nach Prinz und Adjutant, sondern schwenkte, nach wie vor durchs Fernrohr schauend, die rothe Fahne. Dieß erschien nun wieder den Newfoundländern als eine bis dahin unerhörte Mißachtung der Hofetiquette und sie fingen zu bellen an, daß der Theodolit auf dem Stativ zitterte und Lieutenant R. es für nöthig hielt, sich in den Vertheidigungszustand zu setzen, indem er die Fahne

zusammen rollte und das dicke Ende des Fahnenstockes nach oben nahm. Sicher würde die Geschichte eine Schlacht von Hörsel zu verzeichnen gehabt haben, hätte der Prinz nicht schon damals sein Feldherrntalent entwickelt und sofort so energisch eingegriffen, daß ein Blutvergießen rechtzeitig vermieden und die schwarze Avantgarde den Rückzug antreten mußte. Denn das Commandowort wurde durch ein paar disciplinarische Katzenköpfe erfolgreich unterstützt und so der „Friede von Hörsel" (siehe Rotteck, VII. Band) hergestellt. Si vis pacem, para bellum, d. h. nimm stets den Knüttel in die Hand, wenn Hunde den Frieden stören wollen.

Nun wollte Se. Königl. Hoheit aber auch auf die üblichen, dem größeren Publicum aber erst seit Nizza und Savoyen näher bekannt gewordenen „Friedens-Compensationen" Anspruch erheben und griff ohne weiteres nach dem Theodolit.

Wenn den Lieutenant R. auch keine Furcht vor einer beabsichtigten Annectirung beschlich, so parirte er dennoch den kühnen Griff, welcher das Durchschauen des Fernrohrs Seitens des Prinzen einleitete, durch ein donnerndes „Halt! Königl. Hoheit. Nicht kitzeln! d. h. nichts anfassen, was unsere kitzlichen Arbeiten verwirrt!"

Diese mit in Quart gesenkter Fahne unterstützte Parade hatte den erwünschten Erfolg; denn nun

beobachtete der Prinz durch das von ihm unberührte Fernrohr die im Hintergrunde arbeitenden Trigonometer und Vierundzwanzigpfünder, auf welche es ja eingestellt war und begab sich dann zu ihnen. Sein Besuch endete mit einer Einladung zu einem Diner für uns. Abonnement suspendu für die Vierundzwanzigpfünder.

Welcher preußische Lieutenant ist nicht vergnügt, wenn ihm die Ehre zu Theil wird, von einem Prinzen zum Diner eingeladen zu werden. Mit unserem Fahnenschwenker und Lieutenant R. war es anders. Der ließ den Kopf gewaltig hangen, als ihm der Oberst in der Pause sagte: „Königl. Hoheit hatten die Gnade uns Alle zu Tische zu befehlen.“

Jetzt entspann sich folgendes Zwiegespräch zwischen dem Oberst B. und Lieutenant R.

„Herr Oberst! bedaure sehr auf die große Ehre verzichten zu müssen.“

„Sind Sie nicht recht gescheidt? — Was könnte Sie dazu veranlassen?“

„Herr Oberst, jeder Berliner kennt den Sittenspruch: „immer mit den Hutt!“ Ich aber dachte: was soll ich mit dem „Schraubenzieher“ bei der Arbeit auf dem Lande und habe das lästige Stück Möbel zu Haus gelassen.“

„Herr des Himmels! Mann! Das ist ja ganz kopflos von Ihnen gehandelt!“

„Bitte um Verzeihung, Herr Oberst, nur hutlos!"

„Herr! erlauben Sie sich nicht einen Scherz aus so ernster Sache zu machen mit Ihrem „Kalauer." In welchem Anzuge haben Sie sich denn in Bonn beim Commandaten gemeldet?"

„Im Hut des Hauptmanns v. H., der mir vortrefflich paßt. Wenn der Herr Hauptmann die Güte haben möchte, mir denselben herauszureichen, nachdem er — — die Sache ließe sich, glaube ich, unbemerkt arrangiren."

„Immer besser! Ich dächte gar! Ihre Sache ist's, zuzusehen wo Sie einen Hut zum Dienste herbekommen; das Diner gehört zum Dienst! Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Oberst, werde schon einen beschaffen!"

Was nun an diesem Abend Alles vorging, verdient eigentlich als besondere Geschichte der Nachwelt überliefert zu werden. So viel sei nur in Kürze angedeutet, daß dem Lieutenant R. von Stunde zu Stunde der Kopf dicker wurde über alle getäuschten Hoffnungen. Schon aus diesem Grunde wäre es ja unmöglich gewesen, einen passenden Hut zu finden, derselbe sollte aber nicht bloß zum Kopf, sondern auch zur Generalstabsuniform passen. Nun wäre es dem Lieutenant R. wohl nicht darauf angekommen, von irgend einem der dort garnisoniren=

den Officiere der Uhlanenschwadron einen Hut zu pumpen und ihn trotz der Cavallerie-Agraffe aufzustülpen. Aber das Unglück wollte, daß auch diese zum Diner geladen waren.

„Ah bah!" sagte Lieutenant R. „Wo Officiere sind, gibt es auch Militär-Effectenhändler, mindestens Hutmacher, die solche Sachen führen; suchen wir einen auf."

Der erste hatte ein paar Militärmützen im Schaufenster stehen. Ah! der Mann wird aushelfen können!

„Haben Sie Militärfederhüte?"

„Bedaure sehr, zu wenig Nachfrage!"

„Wo gibt's denn welche hier in Bonn?"

„Hm! Vielleicht bei meinem Collegen auf der Rheinstraße, der mehr Geschäfte mit den Herren Officieren macht!" — Hin zu diesem. —

„Haben Sie Federhüte? — Dreimaster mein' ich!"

„Hm, damit könnte ich wohl dienen, ich han e paar!"

Es wird von der herbeigerufenen Stina eine Fußbank, dann eine wacklige Leiter herbeigebracht. Der dienstfertige Hutmacher kriecht in allen Winkeln und auf allen Schränken umher. Endlich zieht er aus einer dunklen Ecke ein Institut hervor, dessen Lebensalter auf ein längst entschwundenes Jahrhundert hindeutet und wahrscheinlich nicht mehr mit Sicherheit festzustellen sein wird, selbst wenn auch der

dicke Staub vollständig herunter geklopft ist. Für einen Theaterdirector eine ganz köstliche Acquisition, selbst für einen Mauerpolierer nicht ganz zu verachten um, mit Schurzfell versehen, die Gewerks-Insignien im linken Arm, in der rechten Hand eine Citrone mit Rosmarinzweig und diesen Dreimaster auf dem Kopf, eine Rede zu reden „à la Kluck.“

Beim Anblick dieser Fregatte von Dreimaster ging dem armen R. eine ganze Flotte von Hoffnungen zu Grunde und ängstlich fast klang seine hoffnungslose letzte Frage:

„Und das ist Ihr ganzer Vorrath?“

„Ich han mehr gehabt, aber meine Frau hat Filzsohlen draus geschnitte!“

Zu einer Entdeckungsreise nach Köln war es über der Recognoscirung in Bonn zu spät geworden und das Ende vom Liede war, daß dem Oberst nicht allein, sondern auch dem Lieutenant R. die gute Laune abhanden gekommen war, weil letzterer wegen Mangel eines segelfertigen Dreimasters nicht „auslaufen“ konnte, d. h. zu Hause bleiben mußte.

Das Alles knüpfte sich an des Prinzen Besuch der geodätischen Vermessung, und noch mehr; denn im Kapitän H. war nach dem Beobachtungsversuch des Prinzen der Wunsch rege geworden, auch einmal die Güte unserer Fernröhre zu prüfen, ob-

gleich dieselbe durch die Aufschrift „Frauenhofer in München" garantirt war.

In der nächsten Pause, nachdem der Prinz uns verlassen, die Chaussee auch nicht mehr durch die Newfoundländer, Hochwohlgeboren, unsicher gemacht wurde, trat H. zum Theodolit.

„Muß ick dock mal anschauen die schönen Mädges durch den Glas," war seine Einleitung zur Prüfung der mathematischen Instrumente. Damit richtete er das Fernrohr auf eine Gruppe wandernder Mädchen mit mächtigen Grünbündeln auf den Köpfen. Wir Alle standen herum. Der Kapitän schaute und guckte und drehte den Kopf, sagte aber kein Wort.

„Nun," sage ich, „Kapitän, wie finden Sie das Fernrohr? Nicht wahr, gute Gläser? vollständig achromatisch!"

„Kanz vortrefflich! vraiment! aber — —

„Nun? Was haben Sie daran auszusetzen?"

„Aber steht Alles auf die Kopp; Gesicht unten, Kopf oben von die Mädges."

Wir hatten Mühe ernsthaft zu bleiben und wußten nun, was hier die trigonometrische Glocke geschlagen, antworteten daher im Scherz: „Das ist allerdings gefährlich, deßhalb ist es bei uns auch nicht erlaubt, die Fernröhre auf Mädchen zu richten. Wenn Sie bloß nach den Augen sehen, wie nach andern Sternen, dann macht sich der Fehler weniger fühlbar." —

Nun wollen wir aber die Basismessung verlassen und die Operation mit dem Theodoliten fortsetzen, wobei Kamerad H. uns auch ferner behülflich war, um über die ganze Operation in Brüssel mitsprechen zu können.

Hauptmann P. besuchte uns nur täglich; Kamerad H. blieb aber permanent bei uns, theilte unsere guten und schlechten Quartiere und machte sich nach Möglichkeit nützlich, nicht allein bei der Arbeit, sondern auch durch Aufsuchen guter Getränkequellen, wobei sich oft kleine Nebenamüsements für ihn ergaben. „Doch über diese sollte ich wohl eigentlich in discreter Weise schweigen," fügte General W. nach kleiner Pause langsam hinzu.

„O nein, Herr General! Was ist in Officierskreisen indiscret?" u. dgl. m. riefen die Officiere durcheinander.

„Ja, wenn nur der Fennrich nicht wäre, ein so junges Blut — —"

„Ach, Herr General, ich weiß nicht — —"

„Na still nur, stille! Ich will ja fortfahren, aber lösen Sie den Adjutant im Dienst ab, denn ich sehe, daß er das Füllen der Gläser höchst lässig vollführt."

„Meine Herren," erzählte der General weiter, „an das Nachfolgende kann ich nicht denken, ohne mich im Geiste zuvor nach Breslau zu versetzen."

In den dreißiger Jahren war dort auf der „Taschenbastion" der geschleiften Festung stets ein blinder alter Mann zu treffen, der den Spaziergängern auf der schönen Promenade Gesänge vortrug. Seine Tochter begleitete dieselben auf der Harfe. Papa spielte dabei erste Geige, sein Söhnchen die zweite. Eines seiner Hauptlieder fing so an (der General sang zum Ergötzen der Officiere, besonders des heimlich kichernden blonden Lieutenants):

Kommt die Nacht mit ihrem Schatten,
Schleich' ich still zum Garten hin;
Setz' mich lauschend auf die Moosbank
In der Laube von Jasmin.

Dieses Lied ist mir hauptsächlich deßwegen so fest im Gedächtniß geblieben, weil der blinde Vater dem geigenden Knaben regelmäßig beim dritten Verse wüthend zurief: „Fis! nichtswürdiger Bengel! wirst du Fis greifen!" Der junge Paganini griff aber regelmäßig f und erhielt deßhalb zuweilen statt der instructiven Ansprache einen Katzenkopf aus ff, was der Harmonie des Gesanges wie der Familie keinen Abbruch that.

Doch dieß nur beiläufig. Sie werden bald erkennen, weßhalb ich des Liedes hier eingedenk bin. Unsere Quartiere befanden sich in Gielsdorf, wo ein Beobachtungssignal erbaut war und wo Kapitän H.

nach kurzer Recognoscirung einen ganz famosen Rothwein entdeckt hatte, nach welchem wir uns später noch oft sehnten.

Das Dorf ist sehr schön an einem sonnigen Berghügel belegen und haben sich am Fuße desselben verschiedene wohlhabende Familien der Umgegend schöne Villen gebaut, die sie im Sommer bewohnen.

In einer derselben residirte die Wittwe G. aus Bonn und hatte zwei recht artige Zofen in ihrem Hausstandsgefolge. Diese Kabinetsstücke blieben unserer Kenntnißnahme entzogen; Kamerad H. aber hatte die Täubchen längst ausspionirt, geködert und gekirrt.

„Kam nun die Nacht mit ihrem Schatten," zuweilen auch wohl schon etwas früher, so „schlich sich H. zum Garten hin," nachdem er längst seinen rothen Käppi mit einer unscheinbaren Civilmütze vertauscht hatte. Wir haben dieß allerdings erst nachträglich von ihm erfahren, denn wenn Mr. le Capitain für uns zeitweise spurlos war, so machte uns dieß keine Sorgen, da er sich ja in einem Alter befand, in welchem man selbst seine liebsten Kinder nicht mehr ängstlich hütet.

Ob sich Kamerad H. nun im Garten der Wittwe G. auf eine „Moosbank" niederließ, oder ob er sich von andern geeigneten Punkten aus aufs Lauschen verlegte, das hat er uns auch später selbst

nicht mitgetheilt. Soviel ist aber dennoch bis zur Evidenz nachgewiesen worden, daß er ganz vortrefflich operirt und keineswegs ins Blaue hinein gelauscht und abgewartet hat, ob ihm die Täubchen vielleicht gebraten in den Mund fliegen, resp. sich lebens- und liebeswarm ihm auf den Schooß setzen würden. Ob die Moos- oder Gartenbank in einer „Laube von Jasmin" stand, ist gleichgültig. Warum sollte es auch gerade Jasmin sein, der im Juni nicht mehr blüht und nur im schönen Monat Mai die Sinne der unschuldigen Täubchen, die sich harmlos in den Schooß irgend eines Schwerenöthers niederlassen, berückt und betäubt. Kamerad H. hatte es jedenfalls zweckdienlicher gefunden, eine duftende Rosenlaube aufzusuchen. Rosenlaube und Rosenduft! Rothe Backen und schwarzer Schurrbart! Süßflötende Nachtigallen im Hintergrunde! Ein sanft girrender Täuberich im Vordergrunde! Da müßte jedes Täubchen ja ein Herz von Stein haben, wollte es nicht beim Silberschein des Mondes, für dasselbe einen Zufluchtsort gerade in dieser Laube aufsuchen, die so große Kostbarkeiten für das sich einsam fühlende, sehnsuchtsvolle Herzchen darbot.

Und sie kamen geflogen die Täubchen, erst die eine, dann die andere, selten beide und lauschten dem süßen Geschwätz im zerbrochenen Deutsch, was so unvergleichlich und darum doppelt verführerisch klang.

Wie fein war die Geschichte eingefädelt! — Aber alle Tauben fürchten den bösen Habicht, wenn sie den Schlag verlassen. Unsere Täubchen hatten nun ihren Habicht nicht außerhalb, sondern innerhalb ihres Schlages. Derselbe hatte zwar einen Schnabel, wie die Mädchen ihn bezeichneten, doch gehörte dieser schon mehr in die Kategorie der Schnauzen, und „Zündnadelschnauze" wäre die rechte Bezeichnung gewesen, wenn diese damals schon im deutschen Sprachschatze Aufnahme gefunden hätte. Aber jedenfalls war es ein Habichtschnabel, indem er einem Stoßvogel angehörte, dessen Habichtshaken von Unverständigen nur mit „römisch Profil" bezeichnet wird und ein ganz Stück höher als der Schnabel selbst saß, um desto besser, von oben herunter, das Werk des Zerfleischens vornehmen zu können.

Dieser Habicht, genannt Madame G., von beiden Täubchen bis zum Exceß gefürchtet, wurde von einem derselben im Schlage gehütet, so lange das andere draußen kosete; in der Militärsprache, wie Sie wissen, meine Herrn, heißt das „den Feind beschäftigen," um seine Aufmerksamkeit von geheimen Manövern, wie sie hier in der Laube stattfanden, abzulenken.

Wenn nun der alte Habicht schnabelte: „Wo steckt denn Käthchen wohl?" so antwortete Stinchen: „die plättet die Falten aus dem grauen Kleide von Madame." Darauf ging Stinchen unfehlbar hinaus

und glättete ebenfalls Falten, welche sich aber nicht im grauen Kleide der Madame S., wohl aber im Rosakleide Käthchens frisch gedrückt hatten. Käthchen erschien dann mit rosigen Wangen vor Madame Habicht, welche nun mit eigenen Augen sah, wie warm dem fleißigen Käthchen bei der Arbeit geworden war. Hieß es aber im umgekehrten Fall: „Wo mag denn Stina heut Abend sein?“ so antwortete Käthchen: „O, die sieht die Wäsche der Madame nach!“ oder dergl. und Madame konnte sich dann gewiß bald davon überzeugen, daß auch Stina ein fleißiges, braves Mädchen ist, das noch spät am Abend für das Wohl der Herrschaft und deren Eigenthum treue, warme Sorge trägt.

Selbstverständlich suchten die beiden Mädchen die so nöthige Abwechselung in die Arbeits- und Abwesenheitsvorwände zu bringen und die Manöver gelangen mehrere Tage hindurch ganz vortrefflich. Leider war der Teufel, der überall die Augen offen und dann gleich seine Krallenhand bereit hat, mit dieser Eintracht nicht lange einverstanden. Er sandte eine seiner liebsten Töchter, Fräulein Eifersucht, ab um das Kukuksei der Zwietracht in das warme Nest zu legen und allerhand Teufelei darin ausbrüten zu lassen.

Madame war bereits so vertrauensvoll geworden, daß sie gar nicht mehr fragen mochte, wo

steckt Käthchen? wo bleibt Stinchen? — Sie wußte ja, die guten Kinder sorgten für ihre Kleider, Hauben und andere wichtige Dinge, die derselben am Herzen lagen wie ein enges Corset. So saß sie an dem einen Abend, mit der Brille auf der Nase und den „Stunden der Andacht" vor derselben. Sie las so andächtig, daß sie die beinahe einstündige Abwesenheit Käthchens gar nicht bemerkt hatte. Stina strickte, wurde aber nach und nach so unaufmerksam, daß sie eine Masche nach der andern fallen ließ, weil sie alle Augenblicke das Köpfchen nach der Stubenthür wandte. Schon glaubte sie Tritte auf der Treppe zu hören. Käthchen mußte ja doch endlich kommen. Sie hatte sich aber verhört; denn Käthchen saß unbekümmert noch in der Rosenlaube, sog den Duft der Blumen ein, badete das Auge in den schwärmerischen Blitzen, welche die des liebenswürdigen Fremden wie ein stetes Wetterleuchten schoßen und erquickte ihr Ohr an den süßen Schmeichelreden, welche in zerbrochenem Deutsch über den dunklen Henri=Quatre stolperten, daß es eine Lust und Freude war. Und wie aufrichtig dabei waren all die süßen Worte des Lobes der Schönheit Käthchens, die Versicherung seiner ewig unwandelbaren und mehr als ersten Liebe! Wenn Käthchen nur den geringsten Zweifel darüber laut lassen werden wollte, so bekräftigten die aufrichtigsten Küsse des süßen

Schwärmers Worte und sein Zorn wurde durch Käthchens reumüthige Bitte um Verzeihung, die ditto mit aufrichtig zärtlichen Küssen unterstützt wurden, wieder besänftigt. Ach! Nichts ist süßer als verzeihen — und dabei so tugendhaft!

Daß also Käthchen nicht daran denken konnte aufzuspringen und fortzulaufen, um Madame Gesellschaft zu leisten, war zu natürlich und daher leicht erklärlich. Nur Stinchen erschien dieß unerklärlich, sowie, daß Madame das böse Käthchen gar nicht vermißte. Daß sie gar nicht wieder kam, erklärte sie sich schließlich mit einem „Freilich! Ich habe längst gefühlt, daß er die doch noch lieber hat als mich! Ich werde nur als Deckmantel benutzt, damit sie sich ungestört sprechen und lieben können! Ich will auch gar nichts mehr von ihm wissen und vom falschen Käthchen erst recht nichts. Ach!" — Diese Stoßseufzer waren nur gedacht bis auf das schließliche „Ach!" das bei der Stille der Klause geräuschvoller als Stina es beabsichtigt hatte, sich der beklemmten Brust entwand.

Dadurch wurde die Andacht der Dame des Hauses gestört. „Was seufzest du, mein Kind?" fragte Madame Habicht und schob die große Brille bis auf die schwungvoll herabgebogene Nasenspitze, um besser darüber wegsehen zu können.

Stina erschrak, wurde leichenblaß, dann blut-

roth und war nicht mehr Herrin ihrer Gefühle, die sich in ein paar großen Thränen Luft machten.

Darüber erschrak wieder Madame: „Was ist dir? Bist du unwohl? Wo ist Käthchen?“

Ha! dieß eine Wort war zuviel, sonst hätte Käthchen sich wohl noch beherrscht; aber jetzt brachen sich die Gefühle des Schmerzes Bahn und unter lautem Schluchzen rief sie: „Das ist es ja eben, daß sie so lange fortbleibt!“

Nun kriegte Madame das Zittern, denn gewiß war ein Malheur beim Bügeln der schönen Brüsseler Spitzen passirt oder sonst ein entsetzliches Unglück. „Jesus, Maria, Joseph!“ Sie stürmte hinaus, ehe Stina es verhindern konnte und sprang in allen Zimmern herum, in denen Käthchen möglicherweise angetroffen werden konnte, aber alle, selbst die Mansarde, in welcher die Betten beider Mädchen standen, waren leer.

Nun war das Latein der frommen Dame zu Ende wie ihre Stunde der Andacht; vorläufig blieb ihr nur der eine Trost: der eiserne Ofen war eiskalt, die Spitzen also außer Gefahr. Nur Käthchen?! —

Es ist neun Uhr Abends, und ein altes Hausgesetz besagt, daß Niemand im Winter nach sieben Uhr, im Sommer nach acht Uhr außerhalb des Hauses sein darf — und nun schon Neune!

Gedankenvoll tritt Madame an das Mansardefenster und — glaubt in Ohnmacht sinken zu müssen, da sie in der, dicht vor sich befindenden Rosenlaube, nicht allein Käthchen, sondern auch ein „Mannsbild" entdeckt und wie entdeckt! —

Hui! einen Augenblick schüttelte sie sich wie im Fieberfrost, dann schlägt sie das Zeichen des Kreuzes und spricht ein kurzes Gebet, um sich zu stärken. Dann aber richtet sie sich entschlossen hoch auf, schreitet festen Schrittes, mit furchtbar ernstem Blick und drohend verlängerter Nasenspitze, die Treppe hinunter, der Hausthür zu, dreht im Vorbeigehen den Schlüssel um der Stubenthüre, hinter welcher sich Stina lauschend befindet.

Wie ein Deus ex machina tritt die Gebieterin als strafende Göttin aus der Hausthür, die richtig nur angelehnt ist, während sie ab acht Uhr zweimal herum abgeschlossen sein soll — so gebietet es das Hausgesetz.

Unser Kamerad und Käthchen hatten es gar nicht so eilig mit der Befreiung der, schon mehr innig als sanft verschlungenen Arme. Denn wer anders, als Stina allein, konnte kommen und erwartet werden, wurde aber weder gehört noch erwartet. Die Beiden waren sich ja selber genug, um dem tief gefühlten Bedürfniß Genüge zu leisten.

Wie ein Donnerwort ertönte es daher in den

Ohren der beiden Liebenden: „Käthchen, was treibst du da!? Unwürdige! die du mein Haus verunreinigst, begib dich augenblicklich auf dein Zimmer! — Und Sie, mein Herr?" — Verhängnißvolle Pause. —

Käthchen war aufgesprungen, schlug gebeugten Hauptes mit dem Pätschchen rechts und links an die Falten ihres Kattunkleides und entschlüpfte geräuschlos wie ein Kätzchen.

Kapitän H. dagegen erhob sich in aller Ruhe und mit allem Anstand eines Weltmannes, der in einem Salon die Dame des Hauses zu begrüßen hat. Verbindlich nach vorn geneigt, mit lächelndem Antlitz und graziös gehobener Kopfbedeckung, stand er vor seinem Donnergotte, der ihn eben mit „und Sie, mein Herr!" haranguirt hatte.

„A Madame! Je suis bien charmé d'avoir —"

„Ich glaube, mein Herr, wir haben deutsch darüber zu reden, daß Sie es wagten. —"

„O, kann ick Ihnen ßagen, Madame, auf deuts: daß ick unausspreckliк glücklik bin d'avoir l'honneur de Vous —"

„Mein Herr Franzos! Es ist eine unerlaubte Kühnheit von Ihnen, mich durch Ihre noch unerlaubtere Gegenwart hier zu beleidigen und mich vor der Welt zu compromittiren. Verlassen Sie augenblicklich diesen Garten!"

„O! sans doute, Madame! Ihre Gegenwart hat nix charme, nix Anziehendes vor mich — j'ai l'honneur de Vous saluer, bon soir, Madame!" — Futsch! — weg war er, und Madame hatte nur noch Gelegenheit gehabt zn bemerken, daß der dießmal ohne französischen Abschied, sich empfehlende Franzos aus den ersten Jugendjahren heraus war; denn zwischen dem Aufheben und Niederlassen der Kopfbedeckung desselben hatte sich ein Lichtwechsel gezeigt, wie wenn das erste Viertel des Mondes mit seinem Silberscheine durch die Wolken dringt und dann wieder von ihnen verhüllt wird.

Ziehen wir mitleidsvoll einen dichten Schleier um die Scene, welche sich hierauf in dem sonst so friedlichen Hause abspielte, nachdem die Hausthür vorschriftsmäßig zweimal herum abgeschlossen war. — Wer vermöchte ungerührt alle die Thränen sammeln, die an diesem Abend, bis noch spät in die Nacht hinein floßen! — Da fluteten die Thränen des Schmerzes aus den Augen der frommen Gebieterin, deren Heiligthum durch die Gottlosigkeit der Dienerinnen entweiht und durch ein fremdes Mannsbild entheiligt war; da floßen dieselben Thränen des armen Käthchen um ein verlorenes Paradies und ein verlorenes Himmelreich, wie ihr aus passenden und unpassenden Bibelstellen von der Gebieterin dargelegt wurde. Nach ihrer eigenen

Ueberzeugnng würde künftig zwar kein Engel Gabriel mit flammendem Schwerte das verlorene Paradies hüten, sicher aber die Gebieterin, mit flammenden Augen und scharfgespitzter Habichtsnase, die Rosenlaube nicht aus den Augen lassen — und diese war kein Engel; da floßen endlich die Thränen der Reue aus den heuchlerischen Augen der Stina, welche ihre arme Genossin in die Patsche gebracht, Thränen der Reue über ihre Sündhaftigkeit, über welche ihr plötzlich durch die Ermahnungen und Bibelstellen der Gebieterin ein Licht aufgegangen war. Der schöne Mann liebte ja Käthchen. Ach wieviel war da zu betrauern, zu bereuen, zu beweinen!

„Uns verschaffte diese Abendscene," fuhr der General fort, „das Vergnügen mit Kapitän H. noch spät eine Cigarre bei einem Glase Wein zu rauchen, wobei uns allerdings auffiel, daß unser belgischer Kamerad merkwürdig still und nachdenklich war. Auf die Stichelreden von der einen oder anderen Seite: „ob etwa die spanische Rente gefallen, oder das Schätzchen ungetreu geworden sei?" antwortete er lachend: „Hab ick gehabt ein kleines Aventüre mit ein altes Drache!" — Mehr aber war aus ihm nicht herauszubringen, und wir trennten uns, nachdem die Schoppen wie die Cigarren-Etuis anfingen eine unerquickliche Leere zu zeigen, was stets langweilig ist und zum Gutenachtsagen allein animirt.

Am folgenden Tage sahen wir Franz und Friedrich viel mit einander tuscheln und lachen. Dabei blickten sie Kapitän H. verstohlen seitwärts, uns dagegen mit solchem Ausdruck an, daß man ihnen anmerkte, sie hatten etwas ungemein Interessantes auf dem Herzen, das sie durch Mittheilung gern los sein wollten. Mein Franz, als er mich allein fassen konnte, vermochte denn nicht länger seinem Herzensdrange zu widerstehen, räusperte sich mehrfach und hub dann an:

„Herr Lieutenant! wissen Sie schon was heut im Dorfe passirt ist?"

„Nein," war meine Antwort. „Es ist wohl etwas ganz schrecklich Wichtiges, denn es scheint euch beiden schon den ganzen Tag das Herz abzudrücken!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant, aber es ist auch zu komisch mit der Stina und dem Käthchen!"

„Wer ist Stina? — Wer ist Käthchen? — Bleib mir mit deinem Gewäsch vom Halse! — Was ist denn mit Stina und Käthchen? — konnte ich doch nicht unterlassen hinzuzufügen."

„Haben heut früh um fünf Uhr nach Bonn zur Beichte gemußt, weil die reiche Madame in der Villa da drüben dahinter gekommen ist, daß sie Abends — hihihi!" —

„Na was denn Abends?"

„Nu ja! — In der Rosenlaube mit dem Herrn Kapitän" —

„Behalte deine Geschichten für dich, und kümmere dich nicht um Dinge, die dich so wenig wie den Friedrich etwas angehen."

„Wollte auch nur erzählen, daß heut Mittag ein Kaplan aus Bonn gekommen ist und die ganze Villa unter vielen Gebeten ausgeräuchert und mit Weihwasser besprengt hat. Stina und Käthchen sollten aus dem Dienst, aber sie hatten versprochen, daß es das letztemal gewesen sein soll; nun dürfen sie wieder bleiben und — —"

„Na höre nur auf!" sagte ich, denn nun wußte ich gerade genug, um das Uebrige zu errathen, nöthigenfalls aus unserem Kameraden H. herauszupumpen, der später auch nicht mehr zurückhielt mit den Details, nachdem er selbst solche von Käthchen mitgetheilt erhalten — wenn auch nicht in der Rosenlaube, deren Blüthen dahinwelkten wie in Trauer über ein verfehltes Dasein.

„So meine Herren," sagte General v. W., nach seiner Uhr sehend. — „Jetzt haben Sie genügende Bekanntschaft mit dem Möbelwagen und seinem darin dinirenden Personal gemacht. Unser schöner Speisesaal von damals ist gewiß schon vom Zahne der Zeit zernagt, längst verfallen und vergessen. Seine damaligen Inhaber aber leben noch. Adjutant,

füllen Sie nochmals die Gläser, da der Stoff noch nicht mangelt."

„Meine Herren! Ich ersuche Sie mit mir anzustoßen: erstens auf das Wohl der abwesenden Herren, mit denen ich Sie heut bekannt gemacht habe — sie leben hoch! Dann aber wollen wir anstoßen auf ein siegreiches Gefecht bei Stockstadt, dem wir morgen entgegen gehen. Hurrah! Und endlich auf ein gesundes Wiederbeisammensein — Gott weiß wo? Im Himmelreich, hoffe ich, wird es noch nicht sein; dann aber will ich Ihnen zum Dank für die große Aufmerksamkeit, welche Sie meiner Erzählung schenkten, noch andere interessante Begebenheiten aus dem Leben eines Trigonometers vortragen. Also: auf ein frohes Wiedersehen!"

Die Gläser klangen so lustig, wie es bei solchen Gelegenheiten ganz besonders der Fall zu sein pflegt. Mit kräftigen Zügen wurden solche bis auf die Nagelprobe geleert, und dabei kaum bemerkt, daß sich die Salonthür öffnete und der Kellner einen Herrn im schwarzen Civilrock mit dem rothen Bande des belgischen Leopoldordens im Knopfloch, einem schwarzweißen daneben, mit den Worten einließ:

„Da oben sitzen der Herr General!"

Dieser schaute hierbei, sein Glas niedersetzend auf und rief:

„Ei seht doch! lupus in fabula! — Wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit! Meine Herren: unser Eisenbahnmann! Wären Sie einen Augenblick früher gekommen, so hätten Sie es mit ansehen können, daß wir auch Ihr Wohl tranken, indem wir die Gesellschaft im Möbelwagen leben ließen."

„Sehr gütig, Herr General; ich danke Ihnen!"

„Ja, dazu haben Sie auch alle Ursache, denn wenn ich mich nicht als Urheber der Autographie bekannt hätte, die Sie uns heut früh schickten, so wären Sie in eine schöne Patsche gerathen, denn mein Stabschef wollte Sie unbekannterweise mindestens aufhängen, spießen und braten lassen."

„Aber nun sagen Sie mir, was verschafft mir noch so spät am Abend das Vergnügen, Sie hier zu sehen?"

„Ach, Herr General! — Fatale Geschichte. — Ich komme so eben aus dem Familienrathe eines der ersten Patricierhäuser hier wegen der fünfundzwanzig Millionen Kriegscontribution —"

„Hahaha! Nicht übel! Bringen Sie die fünfundzwanzig Millionen vielleicht schon mit?

„Ja wohl, Herr General! Hier, in meiner linken Hosentasche. — Nein, man ist in der fürchterlichsten Bestürzung; man spricht von Ruinirtsein, von Auswanderung nach England u. dergl., wenn weder Nachsicht noch Nachlaß erwartet werden kann.

Ich wollte Sie als Stadtcommandant von der Sachlage unterrichten und anfragen, ob es nicht durch Ihre Verwendung zu ermöglichen sei, daß dreißig Kreuzer oder so etwas abgingen?"

„Nich ein Jroschen!"

„Ich dachte es mir wohl. — Gute Nacht, meine Herren!"

VII.

Allotria aus dem Leben der Topographen.

Das Spiel der Topographen, „hinter den Coulissen,“ welchem dieser Abschnitt gewidmet ist, konnte eigentlich keinen würdigeren Anfang in seiner Beschreibung finden, als daß wir die Erzählung vom Beginn des Unterrichts in der Topographie durch den biederen K. hier vortrügen. Da dieß aber schon im ersten Abschnitt geschehen, so begnügen wir uns damit, auf denselben zu verweisen.

Bedauern müssen wir dagegen, daß die Geschichtchen, welche sich bei den Aufnahmen nach Quadratmeilen, die auf den „Meridian und Perpendikel von Berlin“ berechnet waren, in so reichem Maße entwickelt haben sollen, nicht vollständig oder verbürgt genug, durch Tradition überliefert worden sind, um sie nacherzählen zu können.

Die Topographie hatte theilweis noch die Kinderschuhe an, die sie in den märkischen Sandebenen austreten lernte.

Hatte der Topograph mit mehr oder weniger Mühe und Sorgfalt die Triangulation auf dem Meßtische durch Benutzung der ihm gegebenen trigonometrischen Anknüpfungspunkte vollendet, so ging die Jagd los nach Forst- und Flurkarten der Feldmarken. Etwas davon war fast überall vorhanden und es dauerte daher nicht lange, bis der Topograph mit einem reichen Schatze von geometrischen Plänen umgeben war, deren Urheber vielleicht schon ein halbes, wenn nicht ein ganzes Jahrhundert im Schooße der kühlen Erde ruhte, die von ihnen in der schauderhaftesten Weise carikirt worden war. Mindestens schien es dem armen Topographen so, der sich stundenlang vergeblich abmühte, den großen Titel der Karte mit dem was auf derselben verzeichnet war und dem was die Wirklichkeit jetzt seinem Auge darbot, in Einklang zu bringen.

Glücklich! Wem das gütige Geschick gute und neuere Karten in die Hände spielte. Noch glücklicher, wer dieselben ordentlich zu benutzen verstand!

Aber da lag der Hase im Pfeffer! Denn es gehört eine ziemliche Routine dazu, dergleichen Material durch richtige Reduction zu verwerthen, namentlich durch gründliche Revision der so gewonnenen Situationslinien sie zu verbessern.

Daß diese Routine allen Neulingen zu Anfang der Arbeit fehlt, später aber auch noch vielen

Anderen gänzlich abging, ist selbstredend, und es entstanden daher mitunter Bilder über welche der Vermessungsdirigent seine wahrhaft kindliche Freude haben konnte. Wir können es nicht als Thatsache verbürgen, aber vorgekommen soll es wirklich sein, daß ein im dreißigjährigen Kriege völlig vernichtetes Dörflein urplötzlich wieder das Tageslicht erblickte und in den frischesten Farben dem Dirigenten vom Papiere aus entgegen lächelte. Daß es derselbe draußen nicht finden konnte, war seine — nicht des Topographen Sache, der ja seinen Burschen, einen sehr gelehrigen Kerl, mit der genauesten Instruction zur Revision seiner Reductionen hinausgejagt hatte.

Wer nun recht glücklich im Aufstöbern und Benutzen der Feld- und Forstkarten war, der schuf schnell eine Quadratmeile-Aufnahme, wenn das Terrain offen und eben war. Es entstand daher ein rühmlicher Wettstreit darüber, wer die meisten Quadratmeilen bis zum Schluß der Saison zu Papier brachte. Pferde und Fuhrwerke der Gutsbesitzer wurden dabei nicht geschont.

Man nannte dieß „militärische Aufnahmen.“ Oberst v. Oesfeldt freilich sagte mit piepiger Stimme beißend dazu: „Was heißt militärisch aufnehmen? — schlecht aufnehmen heißt es!“

Später trat das „militärische Aufnehmen“ in

ein neues, höheres Stadium. — Die in Westphalen und der Rheinprovinz bereits vorhandenen neuen Kataster-Aufnahmen gaben die Veranlassung dazu. Die Topographen bekamen schon in Bleistift fertig hergestellte Reductionen der Kataster-Karte in ihren Aufnahme-Sectionen in die Hände, und es verblieb ihnen nur die genaue Revision aller Situationslinien. Dahingegen mußte der größte Fleiß auf die Darstellung der Unebenheiten der Erdfläche verwendet werden. Es geschah dieß durch Aufnahme und Construction von Horizontalen mit fünfzig Fuß Höhenabstand von einander und den benöthigten Zwischen-Horizontalen in beliebiger Anzahl.

Das hat Manchem Kopfzerbrechen und große Mühe gemacht. Desfeldts geflügeltes Wort wurde dabei so ziemlich zu Grabe getragen, aber auch die Gemüthlichkeit im Topographenleben; denn von angenehmen Einquartierungen bei Gutsbesitzern war in diesen westlichen Provinzen wenig die Rede. Das Gasthaus war verabredetermaßen das Asyl, in welches der Officier bei Präsentation seiner „offenen Ordre" verwiesen wurde. Da hieß es denn flott bezahlen. Zwar figurirte kein „Logis" auf der Rechnung, wohl aber war es mit verrechnet.

Der Premierlieutenant v. S., damals im Kaiser Alexander-Grenadier-Regiment, glaube ich, später im Großen Generalstabe, widmete seinen topographi-

schen Kameraden und Leidensgefährten in Westphalen die nachfolgenden launigen Verse unter dem Titel:

Topographen-Qual und -Glück.

Was ist Topographen-Qual?
Hecken, Wälder, Berg und Thal,
Schlechtes Wetter, Sonnenschein,
Theure Zech' und sauerer Wein,
Pumpernickel, Pannekuchen,
Nächtelanges Flöhesuchen,
Hunde mit App'tit auf Waden,
Nirgends selbst zu Gast geladen,
Harte Bleistift, naß Papier,
Felder dort und Haiden hier.
Und dabei Horizontalen,
Die man sehr genau soll malen;
Langeweil' und nirgends Spaß
Und ich weiß nicht Alles was!
Dann das Zeichnen gar im Winter,
Als Erholung kommt's dahinter.
Zum Beschluß noch Kriegsgeschicht'!
— Topograph, ein armer Wicht!

Früh um fünfe bricht man auf,
Endigt mit der Sonne Lauf;
Butterbrod und Heidelbeeren
Müssen allen Hunger wehren.
Fertig muß ein ganz Quadrat,
Zeigt die Sonne noch so spat.

Dafür läuft man unverdrossen
Mit dem Burschen als Genossen
Ueber Berge ohne Zahl —
Das ist Topographen-Qual!

Hier sind zu notiren Stege,
Abzuschreiten dort viel Wege,
Häuser alle neugebaut,
Hohlweg' wie noch nie geschaut!
Während ich im Sumpfe stecke,
Bricht mein Jean durch jene Hecke:
„Jean, du zählst doch immer fleißig?"
„Ja, Herr Lieut'nant, hundert dreißig
Doppelschritte bis hierher!"
(Wollt, daß ich beim Kukuk wär'.)
„Gut, Jean, doch nur immer heiter,
„Zähl' noch tausend Schritte weiter
Bis zu jener Kohlenhalde
Rechts von jenem dunklen Walde."

Und so geht es alle Tage,
Jeden Tag dieselbe Plage!
Immer schlechter wird das Wetter,
Jean wird täglich fauler, fetter;
Ehe man es sich versah,
Sind auch schon die Herbststürm' da.
„Herr des Himmels! Wie soll's enden?
Muß doch die Section vollenden!"

Mit forcirter Seelenruh
Ueber schneebedecktes Feld
Läuft mit Pelz und Ueberschuh

Blau vor Frost zuletzt der Held —
Eilt dem Schluß der Arbeit zu.
— Topograph, ein armer Wicht!
Topograph macht dieß Gedicht.

Wenn der geehrte Leser nach diesen Versen noch nicht gerührt genug sein sollte durch das geschilderte Schicksal eines armen Wichts von Topographen, so würden die Illustrationen dazu ein Uebriges thun. Leider müssen wir es uns auch hier versagen, dieselben zum Abdruck zu bringen, was uns um so schmerzlicher ist, als die Bilder künstlerisch schön gelungen sind. — Läge die Mappe geöffnet vor uns, so würden wir bitten, nur eines nicht zu übersehen. — Des Sängers Höflichkeit hatte es uns verschwiegen, doch ist es durch uns mit zur bildlichen Darstellung gelangt, was wir als den „Traum des Topographen" bezeichnen möchten.

Es ist wahr, daß der arme Topograph viel Mühe und Qual hat, wovon sich ein jeder überzeugen kann, der dessen Thun und Treiben nur einige Tage lang mit Aufmerksamkeit verfolgt. Vielleicht gelingt es aber auch dabei schon, hier und da eine Kleinigkeit zu entdecken, die man ohne Bedenken als „entschädigendes Amusement" registriren würde. Dergleichen hängt man nicht an die große Glocke!

Doch hierauf bezieht sich nicht unsere Andeutung vom Verschweigen des Sängers. Seine Träume

mögen ihm wohl manchmal süße Bilder vor die Seele zaubern, aber eines werden sie dennoch nicht daraus verdrängen, denn es schwebt ihm wachend und träumend stets vor den offenen oder geschlossenen Augen.

Ermüdet von saurer Arbeit mit ihren Disteln und Dornen, kündigt er seinem Jean den Beginn der Siesta an, wogegen Jean nicht das Geringste einzuwenden hat. Er öffnet seinen Ranzen, um seinen Lieutenant und sich, eigentlich mehr noch um sich und seinen Lieutenant nach Möglichkeit zu stärken, dann aber suchen beide ein schattiges Plätzchen.

Beide schlummern bald süß, doch scheint selbst der Schlaf Jeans ein schwer Stück Arbeit zu sein, da er sich so geräuschvoll wie eine Sägemühle vollzieht. Aber könnten wir ihm ins ehrlich dumme Gesicht schauen, das von der Mütze bedeckt ist, wir würden errathen, daß seine Traumbilder der schönen Vergangenheit angehören. In gemüthlich dickem Tabaksqualm uud dem Staub einer Dorfschenke, welche ein paar Talglichter matt erleuchten, schwenkt er seine Dirne und selbst in Schlaf zuckt ein Bein mit schwerem Commisstiefel zu einem kühnen Polka-Pas. Der Juchzer dazu erstickt glücklicherweise unter der Mütze — sein Lieutenant wurde nicht dadurch geweckt. Dieser lächelt im Traume, denn die verlockenden Bilder, welche ihm schon, noch halb wachend,

vorschwebten, werden seinem Auge auch im Schlaf noch weiter vorgeführt. Sie gehören nicht, wie bei Jean, der Vergangenheit, sondern der Zukunft an. Da sieht er zwar auch seine topographischen Mühen und Sorgen, aber mit jeder Minute treten sie weiter in den Hintergrund zurück. Er hofft mit seinen Arbeiten, trotz aller Hindernisse, den „Vogel abzuschießen.“ Dieser Vogel aber schwebt im Traum zu ihm hernieder und sein Schnabel trägt das Ziel seines Sehnens, seines Hoffens, den Lohn seiner Mühe und Arbeit, den carmoisinrothen Kragen mit der Silberstickerei der Generalstabs-Uniform!

Bei dem Anblick eines Generalstabskragens schlägt das Herz eines jeden Topographen höher, selbst im Traume. Seine Hand hebt sich, um nach dem süßen Bilde zu greifen, denn im Traum vergißt er, daß zwar Viele berufen, Wenige aber auserwählt werden, daß das verlockende Bild ein Zauberbild, eine Art fata morgana für Viele ist, die es zwar schauen und mit Sehnsucht betrachten, aber es nie erreichen.

Die erhobene Hand fällt schwer und enttäuscht nieder. Nur ein Traum, ein seliger! Vorbei! Er springt auf.

Jean! Du schläfst fürwahr zu lange!
Auf zur Arbeit! — Mir wird bange;
Andre schaffen mehr als ich — —
Jean! — Das wäre fürchterlich!!

Ja, ja! — Die leidige Concurrenz! Ueberall tritt sie den menschlichen Bestrebungen entgegen und treibt zu unmenschlichen Anstrengungen. Selbst der im Verborgene wirkende Topograph kann sich derselben nicht entziehen.

Da war es doch besser zu des seligen Tranchot Zeiten, wo ein jeder Lieutenant des Ingenieur-Geographen-Corps niemals mehr als eine Section im Zeitraum von neun Monaten zu liefern hatte, nicht mehr liefern durfte; man gab wohl mehr noch auf Qualität als auf Quantität der Arbeit, mit der nicht um das Avancement gekämpft wurde, wie bei uns, wo in fünf bis sechs Monaten Feldarbeit mindestens zwei Sectionen von gleicher Ausdehnung erwartet, oft aber drei und mehr geliefert werden.

Die eine der Illustrationen in unserer verschlossenen Mappe vergegenwärtigt uns die traurige Lage eines Topographen, der entweder seine Siesta oft zu lang bemessen oder den das Schicksal mit besonders schwierigem Terrain in seiner Section bedacht hatte. Schaudernd wenden wir uns ab, denn uns friert wie den armen unschuldigen Jean, trotz seiner großen Fausthandschuhe.

Alle Leiden des Lebens nehmen ein Ende! Auch für den armen Topographen dauert selbst der dritte Sommer nicht ewig. Er ist nicht allein bereits vorüber, sondern auch der letzte Feder- und Pinsel-

strich hat sich im behaglich warmen Zimmer, daher ohne Fausthandschuh vollzogen. Nur die letzte Examinationsarbeit soll morgen vom Stapel gelassen werden.

Daher das eifrige Studium des Lieutenants voller Hoffnung und banger Zuversicht. Noch einmal der selige Traum vom Generalstabskragen!

Möge er sich verwirklichen!

VIII.

Nach dreißig Jahren.

Erinnerungen aus dem Leben eines Topographen.

(Nach seinem Tagebuche.)

Von einer Reise nach England zurückkehrend, wohin mich „Her Majestys“ Kriegsministerium berufen hatte, um zum zweitenmale dienstlich feststellen zu lassen, daß meine Knochen zwar im englischen Dienste Schaden gelitten, dieß im Uebrigen nichts schade — soweit es die königliche Pensionskasse betrifft, befand ich mich im Eisenbahnzuge von Köln nach Siegen.

Von Natur mehr zum Schweigen wie zum Schwatzen hinneigend, saß ich still in meiner Coupé-Ecke und führte meine Gedanken noch in England spazieren, während mein körperliches Ich durch die schöne Rheinprovinz dahingefahren wurde.

Mein Auge ruhte auf den Bergen, Klüften und Thälern ohne besonderes Interesse, doch wurde ich

aufmerksamer, als manches mir doch gar zu bekannt vorkam.

Richtig! Da ist ja die große Buche, unter welcher ich einmal ein Mittagsschläfchen gehalten. Da ist der Steg über das Bächlein, in welchem sich Abends schöne Mädchen zu baden pflegten. Zwar beginnt schon die Dämmerung, aber ich erkenne deutlich, daß ich über das Terrain hinfliege, welches ich vor etwa dreißig Jahren als Topograph aufnahm. Ich stecke den Kopf zum Fenster hinaus — richtig! Da liegt das alte Siegburg, in welchem eben die Fenster durch das Licht in den Zimmern erleuchtet werden und da ist die Stelle des Kirchthurmes, auf dem ich im Jahre 1847 als Trigonometer gearbeitet und einen Webermeister in die Geheimnisse der Heliotropie eingeweiht habe; da ist die Stelle, von der ich hinunter sah in den Zwinger der Rasenden, deren einer den ganzen Tag die lateinischen Meßgesänge über die Mauer schrie, während nicht weit davon ein schönes Mädchen hinter den Eisengittern ihrer Klause liebliche, aber mir recht traurig klingende Lieder eben so unaufhörlich zu mir hinauf trillerte.

„Station Hennef! Fünf Minuten Aufenthalt!“

Dieß Donnerwort des Schaffners weckte mich aus meinem Schauen und Sinnen.

„He! Gendarm! Sie können mir wohl nicht sagen, ob ein Rittmeister St. der hier vor dreißig

Jahren Bürgermeister war, noch am Leben und wo er zu finden ist?"

„Damit kann ich dienen, mein Herr!" antwortete der Gendarm und legte dabei höflich die Hand an den Helmschirm. „Unser Herr Bürgermeister lebt, Gott sei Dank, noch, ist noch im alten Amte und hier der Herr Sohn!" Dabei zeigte er auf einen hübschen jungen Mann, der neben ihm stand.

„Sie kennen meinen Papa?"

„Gewiß! mein Herr Str., den ich hiemit als Sohn meines alten Freundes, den ich vor dreißig Jahren hier kennen lernte und sehr lieb gewann, freundlichst begrüße. Bitte, führen Sie mich zum Herrn Bürgermeister, denn ich kann unmöglich vorüberreisen, ohne dem alten Herrn herzlich die Hand geschüttelt zu haben. — Ich bleibe diese Nacht hier. Mein Gepäck mag weiter reisen."

„Da kommt mein Papa schon!" sagte der junge Herr, nachdem ich mit der Reisetasche an der Hand das Coupé verlassen hatte.

Nur wenige Secunden noch, und wir standen uns, einander musternd, Hand in Hand gegenüber. Ich konnte mich bei dem Halbdunkel des beginnenden Abends nicht sogleich ganz wieder hineinfinden in die lieben, treuen Gesichtszüge, die an früherer Frische und Glätte natürlich eingebüßt hatten und nicht mehr wie ehemals mit üppigem, schwarzen

Haare umrahmt waren, sondern mit dem Silberkranz eines siebzigjährigen Greises. Mich erkannte der noch jugendlich aufgerichtete Alte zuerst gar nicht. Wahrscheinlich bemerkte auch er an mir eine Weißheit des Kopfes, die er ebensowenig im Gedächtnisse registrirt hatte und haben konnte, wie die Krähenfüße an den Augen und Schläfen. „Besondere Kennzeichen fehlen!“ las man, trotz der Abenddämmerung, im Blick des routinirten, prüfenden Polizeihauptes. Doch bald fanden wir uns wieder in einander, wozu namentlich der unveränderte Klang der Stimme und unsere alte rheinische und märkische Redeweise nicht wenig beitrugen.

„Wie freue ich mich, mein lieber, alter Kamerad, Sie nicht allein so frisch und munter, sondern auch noch im alten Amte angetroffen zu haben,“ äußerte ich, indem ich, Arm in Arm mit dem Freunde, dem Gasthause zuwanderte, in welchem wir den Abend in heiteren Erinnerungen wie ehemals beim Glase Wein zubringen wollten. Der Sohn und andere uns begegnende Freunde und Bekannte des Bürgermeisters schloßen sich uns an.

„Nun, Alterchen, erzählen Sie mir vor allen Dingen: lebt noch der schwarze Ochse von Kalberbroel? und was macht seine hübsche Frau?“

Mit scharfem Ruck riß mich Kamerad Str. bei Seite und raunte mir zu: „Vorsichtig Freund! —

der Alte ist längst todt und seine hübsche Wittwe ist jetzt Baronin F.; Sie können sie morgen besuchen, aber heut vergessen Sie nicht, daß Baron F. hier vor uns geht."

„Der freundliche alte Herr, mit dem Sie mich vorhin bekannt machten?"

„Ganz recht! Bemerkten Sie nicht sein bedeutungsvolles Lächeln, als ich es besonders betonte: „Der Herr Major hat vor dreißig Jahren als Lieutenant die Gegend hier aufgenommen!"

„Na, was tuschelt Ihr dahinten mit einander?" sagte Baron F., sich lächelnd zu uns wendend. „Da hat der Str. wohl wieder seine alte Geschichte beim Kragen. Kann sie nun so ziemlich auswendig; möchte sie aber doch noch einmal aus Ihrem Munde hören, Herr Major, und die Anderen werden sie auch noch einmal verdauen können. Dabei werden wir den Bürgermeister controliren, ob er etwa geflunkert hat."

Unterdeß waren wir in das Gastzimmer getreten. — Alte bekannte Räume, alte Erinnerungen!

„Bürgermeisterchen, sehen Sie! In diesen Winkel am Fenster stellte ich vor dreißig Jahren meinen Degen. Hier ist der Fensterknopf, an welchen ich vor dreißig Jahren meine Generalstabsmütze und darin die Handschuhe hing, dieselben Handschuhe, welche Ihnen den rothen Adlerorden einbrachten."

„Was hat denn das zu bedeuten?“ fragten mehrere Herren, „davon wissen wir ja gar nichts!“

„Das glaube ich wohl, meine Herrn. Er wird sich hüten das auszuplaudern, aber Sie sehen doch, daß er ihn trägt,“ bemerkte ein Anderer.

„Aber nicht seit dreißig Jahren, wo ich schon den rothen Adlerorden dritter Classe mit der Schleife erhielt, während gleichzeitig ein armer Lieutenant beinahe cassirt worden wäre — hahaha!“ erwiederte der Bürgermeister. „Na, Herr Major, es bleibt Ihnen nichts weiter übrig als die Geschichte selbst zu erzählen, da sie nur wenigen von meinen Freunden bekannt ist.“

Wir hatten uns unterdeß gemüthlich um die lange Tafel gesetzt, welche ein recht einladendes Aussehen, durch die so symmetrisch aufgepflanzten Fläschchen und „Specialche“, erlangt hatte, so daß wir dem Winke des Schicksals willig folgten, die Gläser klingen und uns „leben ließen,“ was ja eine gebietende Nothwendigkeit war, wenn ich dem allgemeinen Verlangen folgen und meine Geschichte vortragen, die Anderen sie hören sollten. „Leben und Leben lassen“ ist ein zu beherzigendes Sprichwort, wenn man hinter gefüllten Gläsern sitzt.

„Meine Herren! Ich weiß nicht wie ich meine Geschichte beginnen soll? Es ist zwar kein Märchen, sondern reine Wahrheit was ich erzähle — die

hiesige Polizei muß es constatiren — aber dennoch bediene ich mich des nicht mehr ganz ungewöhnlichen Anfanges: „Es war einmal ein Mann!" und dieser Mann trug einen Rock, und dieser Rock war von so unbestimmter Farbe wie der „heilige Rock" in Trier, der zu jener Zeit einmal wieder Alles in Aufregung versetzte. Man nannte den Mann, welcher diesen Rock trug und die Umgegend unsicher machte, weil ihn die Polizei nicht arretiren durfte: „der Mann mit dem heiligen Rock."

Dieser Mann mit dem heiligen Rock war nun Niemand anders — als ich! Die Sache hängt nämlich so zusammen.

Die Gnade Sr. Majestät des Königs hatte mich „zu wissenschaftlichen Zwecken" auf drei Monate nach Frankreich beurlaubt. Ob damit auch nach den französischen Colonien, das sagte mir Niemand weil ich Niemanden fragte. Und ich fragte Niemanden, weil ich dachte: „erst einmal zusehen, wie weit die Groschen, d. h. die ersparten Napoleons, reichen."

Daß ich mit den meinigen nicht auslangen würde, um über den Ocean z. B. nach Martinique in Westindien zu reisen, war mir von vorn herein klar. Aber mit Hülfe der „Wahrscheinlichkeits-rechnung nach der Theorie der kleinsten Quadrate," die mir als Mitglied der trigonometrischen Ab-

theilung des großen Generalstabes geläufig war, brachte ich nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte in Paris, als ich „Cassa machte“ glücklich heraus, daß so ein Stückchen Spanien, Mittelmeer und Afrika nach dem Besuche von Südfrankreich doch noch entfallen könnte.

„Fern im Süd das schöne Spanien!“ war stets mein Lieblingslied und die Pyrenäen liebte ich auch „unbekannter Weise.“ Was scherte es mich also, daß man in Paris meine Bitte, den Paß mir nach Spanien zu visiren, für sehr naiv hielt und mir sagte: „I, Männeken, der lautet ja nach Frankreich und da sind Sie ja schon mitten drin!“

„Und sie dreht sich doch! Ich wollte sagen und ich gehe doch nach Spanien!“ Bringen sie mich mit Gendarmen wieder zurück über die Grenze — nun, das ist dem General v. D. vor Kurzem auch passirt und er ist nicht daran gestorben — wird ein simpler Lieutenant auch nicht daran sterben! — so dachte ich.

Aber besser ist besser! d. h. immer hübsch auf legalem Boden geblieben! Das ist erste Lebensregel für einen Diener und Lieutenant des Königs. Daher sah ich mir in Perpignan, der letzten Stadt, die ich auf meiner Tour durch den jardin de France, dem Süden Frankreichs berührte, meine vielgeliebten Pyrenäen erst von fern an und dachte: besser ist besser! d. h. besser der spanische Consul in Perpignan

macht einen Bummel, als der königl. preußische Lieutenant. Ich ging daher sans façon zu ihm und erbat nicht, sondern verlangte kategorisch sein Visa nach Barcellona.

Mein Calcul, daß der Herr Consul wohl Spaß, aber kein Deutsch verstehen würde, erwies sich wiederum als richtig und — für richtig abgezählte fünf Franken war ich für die Reise nach Spanien legitimirt, die ich sofort antrat.

Majorka gehört auch zu Spanien und ich durfte daher der schönen Hauptstadt Palma mit dem Pallast des Maurenkönigs, seinem Corso, seiner Garnison mit den allerhöflichsten Officieren, seinem Theater, Stiergefechts-Arena und — seinen schönen Damen, die Ehre meines Besuches nicht entziehen.

O, meine Herren, könnte ich bei diesem Capitel verweilen, ich thäte es gern, denn die Erinnerung an den vierzehntägigen Aufenthalt in Palma gehört zu den schönsten meines Lebens.

Aber ich wollte Ihnen nur Aufschluß geben wie ich nach Spanien und Afrika, mit anderen Worten, wie ich zu dem „heiligen Rock" kam, mit dem ich einen Monat später hier in den Rheinlanden debutirte und so zu dem Prädicat „der Mann mit dem heiligen Rock" gelangte.

Mein schöner brauner Paletot, hervorgegangen aus der Kunstwerkstatt eines berühmten Berliner

Hofschneiders, war in Paris noch mein Stolz, in Lyon noch ein respectables Stück Möbel, aber ab Marseille begann der Acclimatisationsproceß, der in Spanien und auf dem Mittelmeer in völlige Bleichsucht ausartete, der zu steuern die afrikanische Sonne durchaus nicht geeignet war. Zwar besuchte ich die Cedern-Region des kleinen Atlas, um durch Luftveränderung den Status quo ante wieder herzustellen, aber vergeblich. Meine letzte Hoffnung war die heilsame Luft der Alpen, die ich auf der Rücktour nach Europa und Deutschland bestieg, aber selbst die Eisregionen der Gletscher vermochten nur eine gewisse harmonische Ausgleichung in den verschiedenen Nuancen der schwer gekränkten Urfarbe meines braunen Paletots herzustellen, und so war der heilige Rock fertig, ohne Palästina gesehen zu haben, was ich am meisten bedauerte.

Ich war pünktlicher am 12. Juli in Köln eingetroffen, als meine von Berlin requirirten Uniformstücke und ich war glücklich, wenigstens eine Generalstabsmütze, eigentlich für einen Polizei-Commissär bestimmt (die Polizei trug damals dasselbe Roth wie der Generalstab) bei einem Militär-Effectenhändler aufzutreiben.

So mit heiligem Rock und Generalstabsmütze ausgerüstet, begann ich meine topographische Thätigkeit und bald kannte man in der Gegend vom

Siebengebirge, Bonn, Siegburg 2c. den Mann mit dem heiligen Rock, dem ein zweirädriger Pferde oder Ochsenkarren mit zwar winzigem Gepäck folgte, das aber werthvolle Reiseschätze enthielt, u. A. die Aufnahme der Fortifikationen von Paris, Lyon, Perpignan, Palma und Algier.

Endlich war mein Johann mit den Uniformstücken von Berlin bei mir eingetroffen und ich konnte mich nun würdiger auch bei meinen topographischen Nachbarn, dem Lieutenant Zimmermann im Westen, dem Lieutenant v. Delius im Osten, dem Lieutenant Hartmann im Norden und Lieutenant v. Hippel im Süden, sowie bei den Behörden präsentiren.

Eine der ersten dieser, war hier unser würdiger Freund, Polizei-, Bürger- und Rittmeister Str—. Der machte ein gar pfiffiges Gesicht, als er mir eine Quartieranweisung auf Waldbroel aushändigte. Ich wußte nicht weßhalb; auch nicht weßhalb das Dorf in der Gebirgsschlucht meist „Kalberbroel" genannt wurde. Wohl aber weiß ich, weßhalb ich es später stets Ochsenbroel nach meinem Wirth nannte.

Hierbei lachte Alles dem Baron F. zu, der aber ebenfalls verständnißvoll lächelte und ich fuhr daher ungenirt fort.

Es war allerdings ein böser Scherz von der

bezeichneten Einquartierungsbehörde, daß sie mich einem Manne ins Haus warf, der außerdem schon so schwer an der Last des Lebens trug. — Es war ein Unglücklicher, wie es Viele gibt, und die ihr Schicksal nie schwerer tragen als gerade dann, wenn sich ein Officier mit einem Quartierbillet bei ihnen meldet.

Ich werde es in meinem Leben nicht vergessen, welche schwere Gewitterwolke sich auf die breite Stirne des Mannes lagerte, als er sich davon überzeugt hatte, daß das Schicksal, in Gestalt eines Bürgermeisters auftretend, ihn dazu ausersehen hatte, mich auf einige Tage zu beherbergen.

Sein schwarzes Auge durchbohrte mich, als ich ihm sein Schicksal verkündete; seine Fäuste zitterten, als ob er mich jeden Augenblick beim Kragen fassen und mir unbegehrt den freien Genuß der Gebirgs- und Waldluft gestatten wollte. Das Merkwürdigste war, daß sich sein Grimm mit meiner Freundlichkeit vermehrte, durch welche ich mir zuerst einen guten Empfang zu sichern, dann aber den schlechten zu bessern hoffte.

Die ganze Situation war mir vorerst nicht klar. Einquartierung ist meist zwar eine Last — jedoch nicht immer. Kurz zuvor noch war ich von einer Familie B. auf das freundlichste ersucht worden, bei derselben Quartier zu nehmen. Man

hatte mir fast gezürnt, als ich dasselbe nothgedrungen wieder verlegte, und man beschenkte den „Mann mit dem heiligen Rock“ zum Abschiede mit Bildnissen, die noch heut mein Zimmer zieren.

Ja, wäre ich mit dem heiligen Rock angethan vor den streng katholischen Kalberbroeler getreten, so hätte er dieß vielleicht als eine Profanation des Heiligthums ansehen, mir deßwegen zürnen können. So aber machte ich eben in Uniform und Degen meine Antrittsvisite.

Was in aller Welt konnte denn die Ursache des widerwilligen Empfangs sein? War der Mann zu arm, einen Gast auf einige Tage zu beherbergen? — Gott bewahre! Alles im schönen Hause legte Zeugniß ab von einer Behäbigkeit, die unbedingt nur auf Wohlstand schließen ließ. — War der Mann ein Geizhals? — O nein! — Solche ausgebildete Körperfülle findet man nicht bei den Nachfolgern des seligen Harpagon. — Außerdem wußte er ja, daß meine Börse einer jeden, selbst unverschämten Wirthsforderung offen stand.

Das Räthsel war einstweilen nicht zu lösen, obgleich ich Zeit zum Nachdenken erhielt, nachdem ich zum Eintritt in ein Nebenzimmer, d. h. eigentlich in das Putzzimmer mit einer so freundlichen Miene eingeladen wurde, wie etwa ein steckbrieflich verfolgter Sünder von seinen Häschern ersucht werden

könnte in ein Zimmerchen einzutreten, wo er vorderhand unschädlich ist. Da dieß unter der Rubrik geschah, daß das Fremdenzimmer noch nicht ganz in Ordnung sei, außerdem die Mittagsstunde, d. h. die Essenszeit der Bauern nahte, so konnte ich nichts dagegen einwenden und überließ mich, in pennsylvanischer Abgeschiedenheit von der mir hier noch unbekannten Welt, meinen stillen Betrachtungen: „Allah ist groß und die Welt ein hübscher Thiergarten."

Von dem nicht allzuweit entfernten Pfarrkirchdorfe tönte das Mittagsgeläute über die Berge herüber und verkündete mir baldige Erlösung aus meiner Haft, der mein Aufenthalt in der Putzstube um so ähnlicher erschien, als sich die schweren Tritte des vor der Thür auf- und abgehenden Mannes fort und fort wie die einer Schildwache hören ließen.

Eben wollte ich die Stubenthür öffnen, um einen neuen Versuch zu machen mit dem Sohne der Wildniß ein freundliches Gespräch anzuknüpfen, dem eine dienstliche Anfrage über Boten, Wege, Culturen rc. als Einleitung dienen sollte, als diese Thür bereits von außen geöffnet wurde und — o Wunder, eine wirklich hübsche, junge Frau steht mir mit so freundlichem Blick aus ihren schönen, dunkeln Augen gegenüber, daß nicht viel fehlte

und ich hätte ein lautes Ah! der Bewunderung ausgestoßen.

Wenn sich an einem trüben, kalten Regentage die Wolken plötzlich theilen und ein heller, warmer Sonnenstrahl über die Fluren dahinstreift, so kann es das Gemüth des Menschen nicht angenehmer berühren, wie das mejnige jetzt von dem Sonnenblicke der schönen Frau augenblicklich erhellt und erwärmt wurde.

„Wenn's gefällig, wird meine Frau jetzt den Tisch decken," erklang durch die Thür wie das Brüllen eines Löwen.

Diese Ansprache des jetzt noch düsteren Mannes erinnerte mich daran, daß ich schon einen Augenblick gezögert hatte, die Bahn frei zu machen, weil ich nicht gleich wußte, wen ich vor mir hatte und ob ich begrüßt werden würde oder begrüßen sollte. Die wenigen Worte des Finsterlings brachten Alles ohne Förmlichkeit ins Klare. Zurücktretend sprach ich in höflicher Weise mein Bedauern darüber aus, der schönen Wirthin wider Willen lästig sein zu müssen.

Die rosigen Lippen öffneten sich und ließen ein paar Reihen Zähne vom schönsten Elfenbein, rangirt wie Gardegrenadiere, zum Vorschein kommen.

„O, wenn Sie nur fürlieb nehmen wollen, Herr Lieutenant," war das Einzige, was ich aus

diesem schönen Munde zu hören bekam, obgleich nicht zu verkennen war, daß mir noch vielmehr zugedacht war, hätte nicht der alte Brummbär die wohlthuende Rede durch ein „eil dich Stina," sofort abgeschnitten.

Die arme Stina schlug beschämt die langen Wimpern nieder und verschloß ihre Gefühle, denen sie keinen Ausdruck verleihen durfte, in dem hochwogenden Busen. Ich aber wußte jetzt, was hier im Hause die Glocke geschlagen hatte.

Das wußten aber Andere auch. Vielleicht hatten sie, in anderer Weise, ähnliche Erfahrungen gemacht und wußten sich so für die, auf Grund einer fabelhaften Eifersucht, gleich mir erlittenen Unbilden zu rächen.

Schlecht erdacht war der Racheplan gewiß nicht; denn was kann man wohl einem, von Eifersucht geplagten Besitzer einer schönen, jungen Frau, ohne Kinder und — mit Ausnahme zweier Kätzchen — ohne jede weitere Familie, für einen größeren Tort anthun, als ihm einen Lieutenant ins Quartier legen. — Was konnte ich denn aber dafür, daß dieß geschah?!

Aufrichtig muß ich gestehen, daß ich nicht übel Lust verspürte, den eifersüchtigen Othello und Haustyrann für seine Grobheit gehörig abzustrafen. Aber die arme Frau that mir leid, besonders als

ich bald darauf von meinem lieben Freunde Str. da drüben, über das obwaltende Verhältniß aufgeklärt, zugleich aber auch davon unterrichtet wurde, daß unserem schwarzen Othello von Kalberbroel als Gemeindebeamter die traurige Pflicht oblag, in den nächsten Tagen einer Versteigerung beizuwohnen, die ihn mehrere Tage vom Hause fern halten würde.

Trotz dieser sehr verführerischen Hinweisung unseres Herrn Bürgermeisters, dem ich in kurzer Zeit kameradschaftlich nahe getreten war, arbeitete ich am bezeichneten Versteigerungstage außerhalb in den Bergen und Wäldern, war aber nicht wenig erstaunt, bei meiner Rückkehr zu erfahren, daß Othello es dennoch nicht gewagt hatte, sich aus dem Hause zu rühren und seine schwarzen Augen von der Frau zu lassen. — Als ich dagegen am anderen Tage des schlechten Wetters wegen zu Hause bleiben mußte, drängte es ihn mir seine Hochachtung auf meinem Zimmer darzubringen. Er fand mich zeichnend, ließ einen neugierigen Blick auf die Zeichnung fallen und erklärte mir dann ganz freundschaftlich: „Dat können Sie auch wohl wat im Wirthshuus thun!"

Hiernach dürfte es erklärlich erscheinen, daß ich mich trotz der schönen Frau von Kalberbroel, das ich nunmehr in Ochsenbroel umtaufte, sobald als möglich fortmachte. Ich entschloß mich, mein

nächstes Quartier in Siegburg aufzuschlagen und war herzlich froh, als der Ochsenkarren — eigentlich war es ein Kuhkarren — unter Aufsicht meines Dieners, der auch keine frohen Tage in Waldbroel verlebt hatte, vor mir herknarrte und bald der trübe, in der Berg- und Waldschlucht versteckte Ort mit den unfreundlichen Erinnerungen daran, mir im Rücken lag.

Unterwegs besuchte ich natürlich Kamerad Str., da mich mein Weg bei ihm hier vorbeiführte.

„Hol' Euch der Kuckuk, liebster Kamerad, mit Euren Anweisungen auf schöne Weiber als Wirthinnen, wenn sie von solchen schwarzen Ungeheuern mit glühenden Augen und dicken Fäusten bewacht werden, wie die in Ochsenbroel" war meine Anrede.

„Ach geht mir doch! Ihr habt uns den ganzen Spaß verdorben, da Ihr so schnell das Feld räumt," meinte der Herr Rittmeister und sein Amtspraktikant v. E. stimmte mit ein. „Wir hatten uns so darauf gefreut, den Bären vor Verzweiflung hinter den Bergen brüllen zu hören."

„Verschafft Euch selber das Vergnügen, junger Mann. Den Tiger, welcher sein Weibchen bewacht, soll man aber nicht reizen. Ich rathe Ihnen daher, bleiben Sie hübsch mit ihrer Nase davon, so wird es am besten sein für Sie und das arme Weib."

„Es ist wohl wahr," meinte der Rittmeister,

„und es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir andernfalls auf das Vergnügen verzichten müßten, das Pärchen hier auf der Kirchmeß bekomplimentiren zu dürfen. — A propos, Herr Lieutenant, Sie werden doch nicht dabei fehlen? Ich lade Sie hiermit freundlichst dazu ein!"

„Kirmeß? — Kirmeß? — Herr, führe mich nicht in Versuchung! — Aber ich glaube wahrhaftig, daß ich nicht fehlen darf — also dankbarlichst acceptirt!" antwortete ich.

„Ach noch Eins!" meinte Herr v. E., „bringen Sie meinen Alten mit."

„Ihren Alten? — wie heißt?"

„Ja so! — den kennen Sie noch nicht, müssen ihn aber besuchen. Ist ein alter jovialer Herr, mit blondem Krauskopf trotz seiner Sechzig — Major im Uhlanen-Landwehrregiment."

„Krauskopf mit sechzig Jahren? — Verehrter Herr, fassen Sie gefälligst einmal auf Ihren Schädel und beantworten Sie mir die Frage: ob für Sie Aussicht vorhanden ist, mit sechzig Jahren — Gott erhalte Sie, daß Sie es so weit bringen — noch Krauskopf geschimpft zu werden?"

„Schon richtig! — Ich habe auch nicht das Geheimmittel meines Alten angewandt, das er mir leider zu spät mit dem Zusatze anvertraute: „probatum est!" — Aber laß die Anwendung desselben

nicht die da oben auf dem Michaelsberge sehen, sonst weisen sie dir bei den anderen Narren Quartier an, denn für unsere heutige Jugend paßt es nicht mehr."

Weitere Befriedigung erhielt meine Neugierde vorläufig nicht, obgleich mich diese Angelegenheit lebhaft interessirte, denn ich war mir schon durch den rosarothen Schimmer meines Scheitels eines gewissen verwandtschaftlichen Verhältnisses zu Plato bewußt.

So nahm ich denn, unter Erneuerung meines Versprechens die Kirmeß nicht zu versäumen, von den Freunden Abschied und wanderte gen Siegburg.

Meinem Johann hatte ich befohlen, mich am Stadtthor mit dem unterdeß requirirten Quartierbillet zu erwarten.

Nicht wenig war ich erstaunt, ihn schon am Fährhaus an der Sieg zu treffen und ich hätte ihn beinahe wegen seines Diensteifers belobt. Aber bald entdeckte ich die wahre Ursache seiner Dienstbeflissenheit in Gestalt eines wunderschönen Mädchens, welches hier die Fußgänger übersetzte.

Ich verstummte deßhalb und versank selber in eine stille Andacht, in der ich der Schönheit huldigte. Zu einem Mitfahrenden gewendet gab ich meinen Gefühlen einigen Ausdruck, daß so ein zartes, liebliches Kind Fahrdienst verrichten müsse.

„Ach! Sie sehen unser „schön Bärbchen von der Sieg“ gewiß zum erstenmal!“

„Gewiß! — und sicherlich nicht zum letztenmal.“

„Aha! — so lösen Sie ja selber das Räthsel. Seit Bärbchen zur Jungfrau so schön aufgeblüht, ist die Frequenz auf der Fähre bedeutend gestiegen. Mehr aber noch der Besuch des Fährhauses drüben, wo Bärbchen die liebenswürdige Wirthin macht. Mit einem „Specialche“ wird der Versuch unternommen, die Fähre der Unterhaltung flott zu machen. Aus dem Specialche wird ein Schöppchen, aus dem Schöppchen ein Fläschchen und Mancher vergißt darüber, daß das Ziel seiner Reise ein anderes als das Fährhaus war. So fühlte sich ein Jeder hier recht wohl, besonders Bärbchens Papa, wie diese selbst, welche nicht zu befürchten hat als alte Jungfer in der Fähre sitzen bleiben zu müssen.

Unter diesem Geplauder hatten wir das andere Ufer erreicht, wo das Fährschiffchen mit gewaltigem Geräusch auf das Steingeröll des Siegbettes auflief und dem freundlichen Bärbchen alsdann der Lohn ihrer Bemühung in die saubere weiße Schürze fiel, wobei sich zeigte, daß hier die obrigkeitliche Feststellung einer Taxe rein illusorisch war.

„Wie steht’s mit dem Quartier, Johann?“

„Vortrefflich, Herr Lieutenant!“

„Wie heißt unser Wirth und was ist er?"

„Gastwirth zur Städt Köln."

„So?! — Hole der Geier die Rheinischen Quartiere in den Gasthäusern. Da werden wir wieder schön geprellt werden und ich rathe dir ernstlich, dich nicht wieder breit zu machen wie ein englischer Lord, sonst reichen meine zwanzig Silbergroschen Topographenzulage wahrhaftig nicht aus."

„Na, mich wird doch wirklich Niemand für einen englischen Lord ansehen?"

„Nein wahrlich nicht, wenn du so ein dummes Gesicht machst, wie in diesem Augenblick."

„Nun, dem Herrn Kuttenkeiler habe ich ein so freundliches Gesicht gemacht, daß wir gewiß gute Aufnahme finden werden."

„Kerl! Ich glaube du bist schon spleenig wie ein Engländer! Was nanntest du da für einen Namen?"

„Nu „Kuttenkeiler," so heißt ein Drittheil der Stadt vom Bürgermeister abwärts."

„Meinetwegen! Werde dem Herrn Bürgermeister Kuttenkeiler meine unterthänige Aufwartung machen und ihn bitten, einmal das Stadtarchiv durchstöbern zu dürfen, um zu erfahren, ob hier zu Olims Zeiten die Mönche vielleicht gehörig Eins auf die Kutte gekriegt haben, was mich im voraus mit Hochachtung für die Siegburger erfüllen würde." —

„Dort wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Grenze an.
Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen — —

„Na, mach' nur nicht ein so dämliches Gesicht! Ich weiß recht gut, daß wir Westwind haben," mußt' ich meinem Johann zurufen, welcher bei meiner Declamation andächtig, aber nicht gläubig, gen Himmel und mich dann so ansah, als ob ich den directen Weg nach dem Michaelisberge mit seinem Narrenhause einschlagen wollte.

Die Sache war ganz einfach die, daß ich mich erinnerte, meinen dienstlichen Nachbar an der Nordgrenze meines Amtsreviers aufsuchen zu müssen, um mit ihm unsere Aufnahmen zusammen zu passen. In der Regel pflegt dieß keine poetische Stimmung hervorzurufen. Dennoch lehrt die Erfahrung, daß im Geschäfte selbst so ein bischen von „Wahrheit und Dichtung" liegt oder hinein gebracht wird, wenn die Situationslinien der zusammen zu passenden Sectionen nicht mit mathematischer Genauigkeit an einander stoßen. Welche Wunder da der „Stimmhammer" zu schaffen weiß, will ich nicht verrathen und es als Lüge betrachten, wenn erzählt wird, daß einen Landbaumeister ein jäher früher Tod erreichte, als er bemerkte, daß eine von ihm schnurgerade erbaute Chaussee, in Folge topographischer

Grenzregulirung per Stimmhammer, einen solchen Knick auf der topographischen Karte erhalten hatte, daß man sie für den „gedeckten Weg" eines Festungsbastions hätte halten können.

„Aber, meine Herren, Ihre ungeduldigen Gesichter, die Sie zeigen, erinnern mich daran, daß meine ganze Erzählung Gefahr läuft einen Knick zu bekommen, wenn ich nicht wieder direct auf mein Ziel lossteuere, nämlich die Geschichte vom „Rothen Adlerorden" die mit der von der Kirmeß in Hennef zusammenhängt."

Der wichtige Tag war schon nahe herangekommen und ich hatte noch immer nicht den braven Major v. E. aufgesucht, obgleich ich mich dazu verpflichtet hatte und obgleich ich vor Begier brannte den sechzigjährigen Krauskopf, und sein Geheimmittel zur Erzielung eines solchen, kennen zu lernen.

Daß ich meine Sehnsucht bisher nicht befriedigt, hatte freilich seinen guten Grund, da in meinem Herzen eine andere, stärkere aufgetaucht war, die mit der ersteren erfolgreich concurrirte. Das Object der einen war wie gesagt ein alter sechzigjähriger Krauskopf, das der anderen ein himmlischer sechzehnjähriger Lockenkopf, welcher der Tochter meines Wirthes angehörte.

Ich war nahe daran, das Versprechen, den braven Major mit zur Kirmeß nach H. zu bringen,

gänzlich aufzugeben und statt dessen Fräulein Laura über die Sieg zu führen. Auch war ich sicher, daß Fräulein Laura nicht abgeneigt gewesen wäre, sich meiner liebevollen Leitung, natürlich aber nur in Gegenwart ihrer Mutter, hinzugeben. Als Feind allen Reisegepäcks wollte ich mir diese Mutter nicht gern zulegen und befürchtete außerdem von der verständigen Frau mit einem derartigen Antrag nach Hause geleuchtet zu werden. Dem wollte ich mich denn doch nicht aussetzen.

So war denn der große Tag schon erschienen, als das Schicksal meinen Entschlüssen dadurch zu Hülfe kam, daß es mir Mittags den Major v. C. an der Table d'hote zuführte.

Ich hatte den Major eintreten sehen und erkannte ihn sofort an der köstlichen blonden Perücke, mit der ihn Mutter Natur ausgerüstet hatte, um damit sein frisches, blühendes Gesicht zu umrahmen.

Sogleich wandte ich mich zu ihm unter vielen Entschuldigungen wegen verspäteter Ueberbringung der Grüße seines Sohnes. Wir setzten uns an der Wirthstafel neben einander und ich steuerte alsbald darauf los, hinter sein Geheimmittel zu kommen. Er lachte herzlich über meine Neugierde und bedauerte nur, daß ich wohl auf die Anwendung desselben verzichten würde, denn es bestände darin, daß er und sein Bruder, als Knaben, sich im Winter

stets das Vergnügen bereitet hätten, einander die Köpfe mit Wasser zu bepumpen. Wenn dann bei sechs bis acht Grad Kälte das Wasser binnen wenigen Minuten fror und die Haare eine Krone von Eiszapfen um die Köpfe gebildet hatten, so liefen sie zu ihrem eigenen und dem Vergnügen Anderer, wie zum Entsetzen der besorgten Frauenherzen, als richtige Weihnachtsmänner durch die Dorfstraßen. Ein Buckel voll Prügel im Vaterhause bildete das regelmäßige Finale, half aber nichts, da er die Freuden der kleinen Winterscherze weder erhöhte noch abschwächte. „Wer's nachmachen will, versuche es," schloß der Major seine Erzählung. Ich bleibe dabei: „probatum est!" wobei er mit beiden Händen durch den kräftigen Urwald seines lachenden Hauptes fuhr.

Zur Kirmeß zu gehen, war er nicht zu bewegen und ich mußte mich ohne Major, — was mir leid that und ohne Laura — was mir noch schmerzlicher war, vom schönen Bärbchen über die Sieg setzen lassen. Sie stellte ihr Erscheinen zum Tanz in Aussicht, was mich wenig reizte, da ich nicht als Kirmeßtänzer in Hennef zu debutiren beabsichtigte. Dagegen setzte ich einige Hoffnung auf die Begrüßung meiner reizenden Wirthin von Ochsenbroel.

Daß auch diese nicht erschien, trug vielleicht mit die Schuld, daß ich mich bei dem großen viel ver-

heißenden Feste eigentlich langweilte; es war für uns die einfache kameradschaftliche Unterhaltung bei einer Flasche Wein, die weder durch musikalische Hochgenüsse gehoben, noch durch dicken Tabaksqualm sonderlich gestört wurde — oder auch umgekehrt.

Da auch selbst am Rhein dergleichen Feste nicht selten mit einem Finale von obligaten Schemelbeinen schließen, wobei uniformirte Leute stets schlecht berathen sind, so griff ich zu verhältnißmäßig früher Stunde nach meinem Degen, da im Winkel am Fenster, wo jetzt nach dreißig Jahren mein Stock steht. Meine Militärmütze hing darüber dort am Fensterknopf, und in derselben sollten sich meine zusammengelegten Handschuhe befinden. Diese waren leider verschwunden.

Der Verlust berechnete sich auf baare fünfundzwanzig gute Morgen und war deßhalb ebenso leicht zu verschmerzen, wie das Unglück vor dem schönen Bärbchen von der Sieg nunmehr barhändig erscheinen zu müssen, um mich der Heimathsstätte wieder zuführen zu lassen. Da aber unser lieber Rittmeister zugleich Polizei-Chef seines Bezirkes war, wie er es heut noch ist, so konnte ich beim Scheiden doch die maliciöse Bemerkung nicht unterdrücken: „Mein lieber Herr Polizei-Chef! Ich denke, Ihrer Thätigkeit bietet sich noch ein weites, ziemlich unbebautes Feld dar! Wenn Sie und Ihr Herr

Adjunct mich einmal wieder einladen sollten, so hoffe ich, daß Sie mich in eine Gesellschaft führen werden, in der die Begriffe über Mein und Dein etwas ausgebildeter sind, als es hier der Fall zu sein scheint."

Die Gegenrede meines Kameraden Str. wurde zwar auch in das Gewand des Scherzes gekleidet, aber dennoch fühlte sich heraus, daß ich eine böse Saite angeschlagen, denn mit seiner Amtsehre ließen der gestrenge Herr Bürgermeister nicht gern spaßen. Wir trennten uns aber in aller Freundschaft.

Am anderen Tage hatte ich ein schweres Examen bei Laura zu bestehen, welche sehr deutlich verrieth, daß sie ungern in H. gefehlt hatte. Sie wurde mit dem Arrangement des Kaffeetisches gar nicht fertig und wollte absolut herausexaminiren, mit wem ich getanzt habe. Meine wiederholte Betheuerung, daß ich ganz und gar nicht als Tänzer aufgetreten sei, fand keinen Glauben, und als ich nun mit heuchlerischer Dreistigkeit auf ihr wiederholtes „Warum?" entgegnete: es sei nur deßhalb geschehen, weil sie nicht erschienen sei — da blickte sie mich mit ihren großen blauen Augen flüchtig und fragend an, schlug sie dann erröthend nieder und — entschlüpfte schleunigst.

„Gott, wie viel Unheil richtet die Einquartierung an, besonders auf dem Lande!" dachte ich, ihr

lächelnd nachblickend, und gelobte mir im Herzen Besserung — so weit sie bei einem Lieutenant möglich ist.

Gegen Abend überraschte mich — nicht Laura — sondern ein Expresser mit einem Päckchen und einem großen Dienstbrief, mit Amtssiegel von H.

In gespannter Erwartung erbreche ich das Dienstsiegel und lese:

„Der Aufmerksamkeit der hiesigen Polizei wollen Sie es verdanken, daß Sie anbei Ihre Handschuhe unversehrt zurückerhalten.

Der Bürgermeister Str.

Den Boten entließ ich mit einem Trinkgelde, aber ohne ein Wort des Dankes an den gütigen Sender. Es schwebte mir vor, daß ich eine solche Sendung nur mit gleicher Münze bezahlen dürfe. „Wie du mir, so ich dir!“ das stand bei mir fest, wenn ich auch noch über das Wie im Unklaren war.

Eine frische Cigarre im Munde, ein Specialchen dabei auf dem Tisch, gelangt man bald zur Gedankenklarheit.

Ich sah meinen Farbenkasten an; daneben das Whatman'sche, pergamentartige Zeichenpapier — „Hm! — Wollen einmal versuchen!“

Mit diesem Gedanken brach ich meine Promenade durch die Stube ab, setzte mich an den Arbeitstisch, und im Verlauf einer guten Viertelstunde sah ich

vor mir einen wunderschönen „rothen Adlerorden dritter Klasse" mit kühn geschlungener Schleife entstehen. — Je mehr ich mein Werk betrachtete, desto größer war die Freude daran. Wirklich Alles getreu und der Natur täuschend ähnlich, nur der Glanz der Emaille und der goldenen Kanten fehlte — „Nun, das wollen wir auch schon noch kriegen!"

Mein Zeichenkästchen war stets auf alle Fälle gerüstet. Zu diesen „allen" Fällen gehörte auch das Entsprechen meiner, von Freunden und Angehörigen gepriesenen Gewohnheit, meine Briefe häufig mit kleinen Vignetten zu verzieren. Bei dergleichen wurden die dunklen Partien und Schlagschatten durch ein paar Lackstriche effectvoll gehoben. So griff ich zu meinem kleinen Fläschchen mit der bekannten Etiquette „Nouvean vernis à tableau, Soehnée frères à Paris." — Ein paar kühne Pinselstriche und, siehe da! — der rothe Adlerorden producirte sich, als wäre er der Kunstwerkstätte von Hossauer, an der Schloßfreiheit in Berlin, entsprungen.

„Johann! — Bitte Fräulein Laura um eine feine Scheere!" rief ich zur Thür des Nebenzimmers hinein.

Es währte nicht lange, so hatte ich ein so feines Scheerchen in den Händen, daß ich nicht wußte, wie ich den Daumen hineinbringen sollte und gerieth

in Versuchung, das dazu passende Däumchen ebenfalls zu requiriren.

Nach einigen mühsamen Versuchen gelangte ich denn doch dahin, den neuen Orden ringsum vom überflüssigen Papier zu befreien. — Als ich nun aber vor den Spiegel trat, den Orden vor die linke Brust haltend, fand ich selbst, daß ich etwas Außerordentliches geleistet und so gewissermaßen die Auszeichnungen verdient hätte, welche ich meinem Kameraden Str. großmüthig zu verleihen gedachte.

Nun setzte ich mich nochmals hin, um das Diplom dazu anzufertigen. Da ich aber damals noch nicht in den Besitz eines solchen gelangt war, so befand ich mich in einiger Unsicherheit über die Form desselben, und wählte statt dessen die einer Kabinets-Ordre.

Auf einen untadelhaft weißen Bogen Papier schrieb ich möglichst schön, so daß die Schrift jedem Kabinets-Secretär zur Ehre gereicht haben würde:

„Wir haben mit Wohlgefallen davon Kenntniß genommen, mit welchem Eifer Sie sich Ihren amtlichen Functionen hingeben und übersenden Wir Ihnen den anliegenden Beweis Unserer Anerkennung.

Sanssouci im September 1845.

Friedrich Wilhelm."

Jetzt den Orden darunter angeheftet, zusammen-

gefaltet, ein großes Couvert darum gemacht — fertig war die Geschichte bis auf Siegel und Adresse.

Ein dunkles Gefühl veranlaßte mich, das Couvert nicht mit dem eigenen Siegelring zu schließen. Ich rief Johann, um mir ein möglichst großes Petschaft zu verschaffen. Johann aber mußte in den wenigen Tagen auch schon seine Laura in der Nachbarschaft gefunden haben; wenigstens meldete meine Laura, er sei eben ausgegangen und sie fragte daher nach meinen Wünschen. Als ich ihr dieselben mitgetheilt, brachte sie mir bald darauf ein Petschaft ihres Vaters mit einem gothischen K. darauf eingravirt.

Die Adresse hatte ich unterdeß schon auf die Enveloppe geschrieben und so war denn alsbald, in Gegenwart der lieblichen Laura, die wichtige Depesche reisefertig.

„Wo nur der böse Mensch steckt? — Der Brief hat große Eile und ich würde ihn am liebsten selber zur Post tragen, oder zum nächsten Briefkasten — wenn ich ihn nur zu finden wüßte," sagte ich zu Laura.

„O, bitte, Herr Lieutenant, geben Sie den Brief nur her; der Briefkasten ist gleich hier nebenan und ich werde ihn sofort hineinstecken."

„Sie sind zu liebenswürdig, Fräulein," so sagte ich zu Laura, dachte aber dabei: „Du kleine neugierige Katze willst nur sehen, an wen der eilige,

mit fremdem Petschaft gesiegelte große Dienstbrief gerichtet ist."

„Fort war die gütige Laura und mein Orden dazu; mein stiller Segen folgte beiden nach.

„Meine Herren! Sie haben gewiß auch schon einmal — wenn auch keine Orden verliehen, so doch ähnliche Allotria getrieben und werden daher ein Verständniß dafür haben, wenn ich Ihnen sage, daß ich, vergnügt die Hände reibend, im Zimmer auf- und abging und mir dabei von meiner Phantasie vormalen ließ, wie der große Brief dem Kasten vom Postmeister entnommen, neugierig betrachtet, von vorn nach hinten, dann wieder von hinten nach vorn gekehrt und kopfschüttelnd in das Brieffach für H. gelegt wird; wie sich dieß Manöver wiederholt, so oft der Brief in eine neue Amtshand und zuletzt in die Hände des Bürgermeisters geräth; wie dieser sich nur langsam, sehr langsam dazu entschließt, das unbekannte Siegel zu brechen. Dann aber Erstaunen und Gelächter, Ausrufe wie „faule Witze" u. dgl. Redensarten und Titel, mit denen der Absender beehrt wird, sowie endlich das Auftauchen in unbestimmten Umrissen von Racheplänen zur Vergeltung des Scherzes. Dieselben werden geprüft und verworfen, nehmen aber immer festere Gestalt an und werden zu einem Damoklesschwert, welches von nun an über unserem Haupte schwebt

und jeden Augenblick herabzufallen droht. Es liegt ein unendlicher Reiz in einer solchen Situation mit dem Gaukelspiel, welches die Phantasie dabei treibt. Am liebsten möchte man alle Stadien, welche eine solche Scherzsendung zu durchlaufen hat, selbst mit durchmachen. Da dieß aber nicht möglich, so schickt man seine Hoffnungen als Begleiter und begnügt sich zuletzt mit dem Rapport über das Finale des Scherzes, welchen der Adressat in der Regel mit den Worten: „Na warten Sie; wir haben ein hübsches Hühnchen mit einander zu pflücken!“ oder in ähnlicher Weise einzuleiten pflegt.

Einer solchen Einleitung des Rapportes über den Ausfall der Ordensverleihung konnte ich nun in der nächsten Zeit in doppelter Weise entgegensehen. Entweder unser Ritt-, Bürger- und Polizeimeister suchte mich auf oder, wenn dieß nicht geschah, auch nicht etwa ein Contre-Coup erfolgte, so blieb mir nichts anderes übrig, als selbst einmal wieder nach H. zu gehen und den Rapport dort selber entgegen zu nehmen.

Es vergingen einige Tage in der sehnsüchtigsten Erwartung; aber mein Freund Str. ließ nichts von sich sehen und hören.

Am vierten Tage erscheint Herr v. C. bei mir zum Besuch. Daß ich ihn mit einem eigenthümlichen Ausdruck im Gesicht begrüßte, ist selbstredend.

Er sah mich etwas befremdet an, schien aber weiter kein Gewicht auf mein Mienenspiel zu legen; ich setzte mein Alltagsgesicht Nr. 4. auf und wir conversirten in gewöhnlicher freundlicher Weise. — „Er wird schon von selber mit der richtigen Sprache herausrücken," dachte ich und wollte dieß ruhig abwarten.

Es verging eine Viertelstunde nach der anderen — von meiner Ordensverleihung war keine Rede. Jetzt erst fiel es mir ein, daß v. C. nicht einmal einen Gruß des Bürgermeisters überbracht hatte.

„Was macht denn Freund Str.?"

„Danke; ist ganz munter, aber etwas unwirsch! Er war vorgestern beim Landrath. Ich weiß nicht, ob er dort vielleicht Unannehmlichkeiten gehabt hat."

„Hm," dachte ich, „das kommt mir doch etwas eigenthümlich vor! — Hat denn der Rittmeister in diesen Tagen gar nichts Besonderes erzählt? — keine Andeutung gemacht über irgend ein erfreuliches Ereigniß?"

„Nicht die geringste!"

„Das ist wahrlich sonderbar! — Sollte es wirklich? —

„Aber bitte, Herr Lieutenant, erklären Sie mir doch gütigst, was Sie eigentlich meinen!"

„Wissen Sie was, lieber C.? Wenn Sie nach H. kommen, so grüßen Sie den Rittmeister recht

freundlich von mir und fragen Sie, ob man zum Empfang des rothen Adlerorden gratuliren dürfe? Weiter kann ich Ihnen vorläufig nichts sagen."

Wirklich ließ ich mich auf weitere Auseinandersetzungen nicht ein, obgleich sie dringend begehrt wurden. Freund C. trollte gedankenvoll ab und ich konnte fest davon überzeugt sein, daß er auch nicht die entfernteste Ahnung davon hatte, was der eigentliche Kern seines Auftrages sei. Wohl aber bemerkte ich, daß er seine Schritte beflügelte, um die Lösung des Räthsels, die ihm in Siegburg versagt blieb, desto eher in H. zu gewinnen.

Was noch am Nachmittage traurig Ergötzliches in H. vorging, sollen Sie, meine Herren, alsbald erfahren. Einstweilen muß ich gestehen, daß ich mich den Tag über etwas beunruhigt fühlte; es wollte mir scheinen, als ob etwas faul wäre im Staate Dänemark. —

„Des Morgens früh um Achte,
Als Niemand Böses dachte" — doch nein!

Um bei der Wahrheit zu bleiben: es war noch drei Stunden früher, wo ich wenigstens weder etwas Böses dachte noch träumte, obgleich mich, noch in süßem Morgenschlummer, mein Bett umfing, als ich durch ein starkes Anklopfen an die Stubenthür geweckt wurde.

„Was ist denn los? — Herrein!"

Und herein mit gemessenem Schritt v. C. mein Freundchen tritt.

Bleich wie die Wand, heftet v. C. seinen Blick auf meine behemdete Gestalt mit einem Ausdruck, der mich halb erschreckte, halb zum Lachen stimmte: so viel Liebe, so viel Mitleid, Trauer und Angst lag in seinem sonst jugendlich blühenden, jetzt so bleichen Angesicht.

Einen „guten Morgen" wünschte er mir nicht; es wäre dieser Wunsch auch bittere Ironie gewesen den schweren Verkündigungen gegenüber, welche — wie es schien — dem bleichen Mann auf den Lippen schwebten, sich aber von denselben nicht zu befreien wagten.

„Herr des Himmels! Lieber C., wo kommen Sie denn schon in aller Frühe her und mit einem solchen Leichenbittergesicht?"

„Ja, stehen Sie nur auf, Herr Lieutenant."

„Versteht sich von selber, lieber C., daß ich nicht liegen bleiben werde, obgleich es noch reichlich früh und kaum Tag ist, ich Sie daher schwerlich einladen kann, eine Tasse Mokka sofort mit mir zu genießen."

„Ach, davon kann wohl überhaupt nicht die Rede sein. Beeilen Sie sich nur; der Bürgermeister wartet mit seinem Wagen jenseits der Sieg auf Sie."

„Der wartet auf mich? — Morgens früh um fünf Uhr hinter der Sieg? — Ich bitte Sie um Alles in der Welt, rücken Sie endlich heraus mit der Sprache! Was hat dieß Alles zu bedeuten? — Aber doch vor allen Dingen eine Tasse Kaffee, sonst falle ich am Ende noch in Ohnmacht bei Ihrer Trauermähr.“

Mit diesen Worten sprang ich zur Klingelschnur und befahl dem verblüfft hereinstürzenden Johann schleunigst für Kaffee zu sorgen.

Herr v. C. hatte unterdeß Zeit gewonnen, sich zu sammeln und endlich mühsam hervorzubringen:

„Ja, um Ihnen in Kürze zu sagen, was vorgefallen und was jetzt los ist, bemerke ich nur, daß der Bürgermeister mit Ihnen nach Bonn fahren will; denn leider ist die ganze Ordensgeschichte schon in den Händen des Staatsprocurators. Str. ist untröstlich, die Geschichte anhängig gemacht zu haben und befürchtet, Sie könnten darüber cassirt werden.“

„Na, da hört denn doch Verschiedenes auf!“ rief ich aus. „Hören Sie, alter Freund, der Spaß ist mehr wie köstlich! — eine göttliche Geschichte! — hahaha!“

„Aber ich bitte Sie um Gottes Willen! Sie lachen, während wir uns darüber grämen, durch ein Mißverständniß die Gefahr für Sie heraufbeschworen zu sehen!“

„Ei, sehen Sie lieber, wie Johann hier schon mit dem Frühstück kommt. Das nenne ich noch prompte Bedienung! Ich glaube gar, die da unten haben auch schon eine Ahnung von dem nahenden Gewittersturm, denn sonst — —"

„Herr Lieutenant, Fräulein Laura wünscht Sie auf einen Augenblick zu sprechen," flüsterte Johann mir geheimnißvoll zu, was mich verleitete befremdend ein „warum nicht gar!" auszustoßen.

„Entschuldigen Sie, lieber C., einen Augenblick und schenken Sie unterdeß den Kaffee ein. Ich bin sogleich wieder bei Ihnen."

Mit diesen Worten trocknete ich das eben aus dem Waschbecken gehobene Gesicht ab, strich ein paarmal mit der Bürste über das Haar und glaubte nun mit meiner Toilette in einer solchen Verfassung zu sein, um, ohne Anstoß zu erregen, vor meiner himmlischen Laura erscheinen zu können. Meine Gedanken schoßen wie Kreuzfeuer in meinem eben glattgestriegelten Hirnkasten durcheinander und ich verlor darüber das Gehör für die verschiedenen Bemerkungen, welche C. hervorstotterte.

Mit einem Ruck faßte ich ihn statt aller Antwort an die Arme, drehte und schob ihn nach dem Kaffeetisch und husch! war ich hinaus auf den Corridor, wo Laura meiner harrte.

Noch heut sehe ich das schöne Kind dastehen,

im sauberen, weißen Morgenrock, das Köpfchen mit einem leichten wollenen Schawl umhüllt, wohl nur um die liebliche Unordnung der Haarfrisur zu verdecken. Die linke Hand hielt das Tuch unter dem Kinn zusammen, wodurch der tadellos schöne Unterarm sich in seiner Zartheit und plastischen Vollendung präsentirte. Es schien das Köpfchen, welches sich kummervoll nach einer Seite neigte, zu stützen. Nun aber bei meinem Herantreten entrollten zwei große Thränen den schönen Augen und blieben an den blühenden Wangen wie die Morgenthautropfen an der Rose hängen.

„Fräulein Laura, was bedeutet dieß," fragte ich besorgt und erstaunt.

„Ach, bester Herr Lieutenant, es bedeutet, daß ich die ganze Nacht kein Auge zugethan habe, weil gestern Abend spät der Untersuchungsrichter von Bonn angekommen und ich Sie nicht mehr sprechen konnte."

„Aber, liebes Fräulein, was haben Sie mit dem Untersuchungsrichter zu thun? und weßhalb wollten Sie mich sprechen?"

„Wie können Sie nur fragen? Es ist ja wegen Ihres abscheulichen großen Briefes, den ich für Sie in den Kasten gesteckt habe," antwortete Laura immer weinerlicher und schloß jetzt ihre Rede unter einem vollständigen Thränenstrome: „Papa fragte,

welche Geschäfte ihn nach Siegburg führten, und er antwortete: „Ach nur eine Kleinigkeit! Ich will den Postmeister wegen Aufgabe eines Briefes an den Bürgermeister Str. inquiriren.“ Drauf holte er das große Couvert aus der Mappe. Als Papa das Siegel sah, wurde er ganz blaß. Ich ging vor Angst aus dem Zimmer, denn ich komme nun gewiß vor Gericht. — O, bitte, sagen Sie mir, was soll ich thun, was soll ich sagen? — O, das hätten Sie mir nicht zu Leide thun dürfen!“

„Vor allen Dingen trocknen Sie Ihre Thränen, liebes Kind, die ganz unnütz fließen, und sollten Sie gefragt werden, so antworten Sie nichts anderes, als die reine Wahrheit. Die ganze Geschichte ist nicht der Rede und keiner Thräne werth. Ich fahre sofort nach Bonn zum Staatsprocurator und werde dort Alles aufklären. Adieu, Fräulein!“

Wohl sah ich, daß Laura bei dem Worte „Staatsprocurator“ zusammenzuckte, als würde ihr schon der verhängnißvolle Strick um den jugendlichen Hals geworfen, um ein vermeintliches Verbrechen zu büßen. Es war darum nöthig schnell abzubrechen, weil es mir überhaupt klar geworden, daß das von mir auf dem Gipfel des Scherzes gelöste Schneebällchen mit mehr Getöse, als von mir beabsichtigt worden, bergab gerollt war und nun eine förmliche Lawine zu bilden begann, die mich

und nun gar auch die liebliche Laura an meiner Seite zu verschütten drohte. Schnell kehrte ich in mein Zimmer zurück.

„Flink, flink, lieber C.! Hinunter mit der Tasse Kaffee — dann fort! — Unglückseliger! fort von hier, sonst schlagen uns die Häscher in Banden! Denken Sie sich — der Untersuchungsrichter von Bonn ist bereits hier — wohnt mit mir unter einem Dache! Hoffentlich schläft er aber noch den Schlaf der Gerechten, was wir benützen müssen, glücklich zu entweichen.“ Ich zog mich schleunigst an.

v. C. sah mich erschrocken an. Mir schien es, als suche er die ihn verlassende Kraft durch eine Stuhllehne, die er krampfhaft erfaßte, zu unterstützen.

Unterdeß hatte ich den Degen angesteckt und eine Cigarre angezündet — allein, weil der leidtragende Freund einen solchen Genuß in seiner Trauer ablehnte.

„Fort, fort! Damit der Mann der Inquisition uns nicht erwischt!“

So schob ich ihn zur Thür hinaus und sagte dem Johann, daß ich vor Nachmittags nicht zu sprechen sei, grüßte noch mit einer Handbewegung nach dem schon aus einer Thür lugenden Köpfchen Laura's und — wir befanden uns im Freien, allwo mein Begleiter mit hörbarem Zuge tief aufathmete.

Als die letzten Häuser der Stadt hinter uns

lagen, wendete ich mich zu meinem stummen Begleiter:

„Nun, bester Freund, erzählen Sie mir doch endlich, wie sich das Alles entwickelt hat. Die Wirkung sehen wir vor uns, aber die Ursache ist mir noch vollständig unbekannt.

„Ja, ich kann Ihnen nur folgendes mittheilen: als ich gestern Nachmittags direct von Ihnen nach H. zurückgekehrt war, trat der Rittmeister ein. „Nun, Herr Bürgermeister, man kann ja wohl gratuliren?" so erzählte v. C. im rheinischen Dialect, dessen weitere Nachahmung Sie mir übrigens wohl gern erlassen werden.

„Wozu?" stößt der Bürgermeister in grimmiger Geberde aus.

„Nun, zum Adlerorden!"

„Wer hat das gesagt, Herr?! Schnell den Namen! Ich sage Ihnen, das soll ihm theuer zu stehen kommen!"

Mit diesen Worten war der Bürgermeister auf mich zugesprungen, faßte meinen Kragen und sah so wüthend aus, daß ich befürchtete, er würde mich sogleich erwürgen.

„Mein Gott, Herr Bürgermeister! — Was ist denn eigentlich los? Ich komme eben vom Lieutenant in Siegburg, der Sie bestens grüßen läßt und mich beauftragte, Ihnen zum rothen — —"

Ich brach ab, denn diese wenigen Worte wirkten wie ein kaltes Bad auf den Bürgermeister. Schlaff ließ er die Arme sinken und blickte mich betroffen an.

„Himmel! Sollte der es gewesen sein? Mein Gott, an den habe ich wahrhaftig auch nicht entfernt gedacht! Zu spät! — Jetzt habe ich ihn unglücklich gemacht, denn ich habe wegen Verspottung der königlichen Orden und Ehrenzeichen geklagt — also ihn verklagt, wie sich bald ergeben wird.“ — Er ließ sofort anspannen, ist zum Landrath gefahren, Abends aber ganz betrübt wieder zurückgekommen und hat mich dann beauftragt Sie in aller Frühe heute aufzusuchen und Ihnen zu sagen, daß Sie mit nach Bonn zum Staatsprocurator fahren müßten, weil in Folge eines Mißverständnisses dort eine Klage anhängig gemacht sei, welche Ihnen die Epauletten kosten könne.“

„Das ist Alles, was ich weiß. — Sehen Sie, da drüben hält schon der Bürgermeister und winkt uns ungeduldig zu. Ich habe aber nicht die Zeit, Sie noch weiter zu begleiten und kehre zurück, obgleich auch ich gern Näheres über die geheimnißvolle Geschichte erfahren möchte. Nun, vielleicht höre ich in Siegburg mehr. Adieu!“

„Auf Wiedersehen! — Trösten Sie die arme Laura!“ rief ich ihm nach und vertraute mich nun

bald dem Schutz des schönen Bärbchen von der Sieg an, welche mich dem jenseits harrenden Bürgermeister zuführte.

„Steigen Sie nur schnell auf," waren die von einem stummen Kopfnicken begleiteten Worte, mit denen mich der Bürgermeister empfing. „Haben mich schön lange warten lassen, obgleich mich ohnehin schon die Ungeduld verzehrt!"

„Thut mir herzlich leid, Herr Kamerad, aber ich mußte nothwendigerweise noch Instructionen ertheilen, da der Inquisitionsrichter bereits in Siegburg angekommen ist, um Feststellungen über die Aufgabe der unglückseligen Kabinets-Ordre zu machen. — Empfangen Sie übrigens nachträglich meine Gratulation."

„Ach gehen Sie mit Ihren schlechten Witzen! Es ist jetzt gerade Zeit zum scherzen. Also am Ende wirklich schon zu spät, da Sie sagen, daß die Untersuchung bereits vor sich geht. — Mann! Was haben Sie gethan!"

„Was ich gethan? Na was denn? Doch nur gescherzt! — Aber Sie, verehrter Freund, erzählen Sie, was Sie mir eingebrockt haben, damit wir darnach den Feldzugsplan entwerfen, unsere Defensive ergreifen können."

„Verflucht dumme Geschichte!" rief der Bürgermeister und versetzte den armen Pferden einen so

derben Peitschenhieb, daß unsere Kalesche heftig anruckte und ich beinahe hinten überpurzelte.

„Nur ruhig! Die armen Braunen können ja nichts dafür, und wenn Sie so grimmig aufhauen, kann ich nicht ein Wort von Ihrer Erzählung verstehen, auf die ich doch aus sehr nahe liegenden Gründen sehr gespannt bin.“

„Nun hören Sie mich an! — Damit Ihnen mein Beginnen verständlich wird, muß ich damit anfangen Ihnen eine kleine Geschichte zu erzählen, die sich vor einigen Wochen in meiner Amtsphäre ereignete und die mit der jetzigen in innigem Zusammenhange steht.“

„Na wahrlich! Das wird ja immer besser, immer interessanter, wenn auch noch andere, mir unbekannte Acteurs in unserer Komödie oder Tragödie — wenns etwa zum Köpfen kommen sollte — mitspielen.“ Ich drückte mich in eine Wagenecke in der Absicht die Worte des Bürgermeisters nicht nur zu hören, sondern förmlich zu verschlingen.

„Vor einigen Wochen hatten wir Kreistag. Unter mancherlei Fragen, die auf der Tagesordnung standen, kam auch die zur Erörterung, ob der Landbaumeister K., welcher bis dahin in Siegburg wohnte, nicht besser und ordnungsgemäß in H. zu domiciliren habe. Die Debatte war eine ungemein lebhafte. Der Landbaumeister widersetzte sich dem

Ansinnen der Wohnungsverlegung auf das heftigste. Ich vertheidigte den von mir eingebrachten Plan mit Wärme und — siegte endlich. Somit hatte ich den Landbaumeister, mit dem ich sonst wohl befreundet bin, ziemlich hart ins Fleisch geschnitten; aber das Interesse des Kreises brachte es so mit sich. Nach der Sitzung, als wir uns mit freundlichem Gruße trennten, konnte der Baumeister nicht unterlassen, mir in spöttischer Weise noch zu bemerken: „Na, Str., Sie haben sich heute verdient gemacht und — mit der Hand nach dem Knopfloch deutend — es kann gar nicht ausbleiben."

„Köstlich! — Ich fange an zu verstehen," unterbrach ich den Bürgermeister, — „nun weiter!"

„Also vor drei Tagen empfange ich den etwas ungewöhnlich aussehenden Brief von Ihnen. Wie es immer zu geschehen pflegt, wenn man über den Absender im Unklaren, beschaue ich das Siegel — ein gothisch K. — Ein K. von Siegburg? — Nun halb Siegburg nennt sich K. — Unterdeß erbreche ich das Siegel, entfalte den Bogen und beim Anblick des Ordens bleibt mir gar kein Zweifel darüber, daß der, als guter Zeichner bekannte Landbaumeister K. mir den Orden zum Spott übersendet, um seine Verheißung vor der Zeit schon zur Wahrheit zu machen. Ich fühlte, wie mir das Blut nach dem Kopf stieg. Einen Scherz in Worten läßt man sich

gefallen, aber schwarz auf weiß den Hohn vor sich habend, urtheilt man etwas weniger harmlos; es schien mir zu weit gegangen."

„Aber, bester Herr Kamerad, sind Sie so gar empfindlich?"

„Das gerade nicht. Sie müssen aber wissen wie leicht man hier auf dem Lande zum Stichblatt schlechter Witze gemacht wird und ich wollte mich dem nicht aussetzen, mich als „Ritter des papiernen Ordens" beglückwünschen und verspotten zu lassen, war ich doch nur zu sicher, daß er kein Geheimniß aus dem Scherze machen und ihm so die Spitze abbrechen, sich um den Hauptspaß bringen würde."

„Freilich nicht! Aber wenn Sie in einem dienstlichen Verhältniß zu ihm standen, mußte Ihnen doch wohl die Handschrift desselben bekannt sein?"

„Das ist eben das Merkwürdige! Abgesehen davon, daß er sich ja eines Schreibers bedient haben konnte, kam ich zu dieser Vermuthung gar nicht. Denken Sie nur, ich griff sofort nach den Acten, verglich die Handschrift, und — ich sage Ihnen, sechs schriftverständige Experten hätten herbeigezogen werden können und alle würden bezeugt haben, daß der Brief und die Acten von nur einer Hand herrühren.

So stand nun das Factum für mich fest und ebenso schnell der Entschluß diese Angelegenheit bei

der vorgesetzten Behörde anhängig zu machen. — Ich fuhr zum Landrath. Der empfing mich mit den Worten: „Nun, lieber Str., Sie müssen etwas Außergewöhnliches auf dem Herzen haben, das schließe ich aus Ihren Mienen und daraus, daß Sie mich zu so ungewöhnlicher Stunde aufsuchen.“

„Ganz recht, Herr Landrath! — Es ist mir allerdings etwas Außergewöhnliches passirt. Sie erinnern sich, Herr Landrath, der letzten Debatte auf dem Kreistage?“

„Ganz gewiß! — namentlich der, wegen des Domicils des Baumeisters K., aus welcher Sie so siegreich hervorgingen.“

„Wohl, Herr Landrath, Sie treffen gleich das Rechte. Sehen Sie hier — dabei entfaltete ich den Brief und hielt ihm den papiernen Orden hin — da hab' ich schon meinen Lohn!“

Erstaunt und mit lächelnder Miene nahm der Landrath den Orden hin und bemerkte dann:

„Hören Sie, Str., das Ding ist allerliebst. Wollen Sie wirklich den schlechten Witz nicht als solchen passiren lassen, statt ihn als eine, offenbar beleidigende Verhöhnung anzusehen?“

„Herr Landrath, der Brief ist nicht an Str., sondern an den Bürgermeister gerichtet und es frägt sich, ob es sich mit dessen Würde verträgt, sich wegen Ausübung seiner Pflicht verspotten zu

lassen. — Ich will das dahingestellt sein lassen, nachdem ich Ihnen, meinem Vorgesetzten, Meldung davon gemacht habe. Ich bin aber nicht als Kläger für mich erschienen, sondern als Staatsbeamter, als Polizeichef und deßhalb nur klage ich, ex officio, wegen Verspottung und Verhöhnung der königlichen Ehrenzeichen, nicht wegen persönlicher Beleidigung."

Darauf machte der Landrath ein sehr ernstes Gesicht und erwiederte: „Sie haben Recht, Herr Bürgermeister, ich werde meine Schuldigkeit thun!"

„Alle Hagel!" warf ich jetzt dem Rittmeister ein, „die Geschichte fängt an eine drohend ernste Wendung zu nehmen. Doch erzählen Sie nur weiter."

„Je nun! — Soweit war meine Geschichte eigentlich zu Ende. Ich hatte meine Schuldigkeit gethan und wollte das Weitere ruhig abwarten; da kommt nun C. gestern Abend mit seiner Gratulation von Ihnen. Mir fallen die Schuppen von den Augen. Bei der gleich gewonnenen Ueberzeugung, daß Baumeister K. der Absender des Briefes sei, hatte ich auch nicht einen halben Gedanken auf Sie. Ihre Handschrift war mir außerdem bis jetzt unbekannt geblieben; dazu das Siegel. — Jetzt schwebt mir mit einemmale das Unglück vor Augen, welches ich Ihnen möglicherweise angerichtet habe. Ich fahre wieder zum Landrath und sage ihm, daß meine Voraussetzungen irrig gewesen seien. Leider erfuhr

ich nur, daß die Angelegenheit bereits dem Staatsanwalt übergeben sei, um, meinem Antrag gemäß, den Proceß wegen „Verhöhnung der königlichen Ehrenzeichen" einzuleiten."

„So! Und nun ließen Sie mich, den Delinquenten, einladen mit Ihnen nach Bonn zum Staatsprocurator zu reisen und mich dem Teufel direct in den Rachen zu liefern," schaltete ich ein, „oder was beabsichtigen Sie sonst noch mit diesem Besuch?"

„Was anderes wohl, als ihm offen den Hergang der ganzen Geschichte zu erzählen und um Niederschlagung der Anklage zu bitten."

„Lieber Kamerad, jetzt weiß ich genug und sage Ihnen: das ist Alles ganz schön, was Sie vorhaben, aber mir scheint, es sei schon allzusehr mit allen Glocken geläutet worden, als daß wir noch an die große Sturmglocke anschlagen und die ganze Welt allarmiren sollten. Ich sehe die Geschichte nicht halb so schlimm an, als Sie. Kommt sie zum Klappen, so werde ich jedenfalls einen unangenehmen Rüffel wegen unpassender Scherze besehen; aber von einem Verbrechen im Sinne Ihrer Anklage, von einer Bestrafung als Majestätsverbrecher, Hochverräther oder so etwas Gutes, wie Sie es so kameradschaftlich eingeleitet haben und sich so phantasiereich ausmalen, davon kann ja gar keine Rede sein."

„So! — Sind Sie Ihrer Sache so gewiß?"

„Herr des Himmels! Man sieht Ihnen doch gleich den Polizeimenschen an, der seine Krallen einem armen unschuldigen Menschen sofort in die Schultern hackt, wenn nur ein Schein von Schuld vorhanden ist, statt erst sorgsam zu prüfen, wie die Geschichte nach heiligem, römischen Recht zu beurtheilen sein würde. Statt den Corpus juris zu Rathe zu ziehen oder den Code Napoléon, wie eure civilisirten Nachbarn da drüben, wird gleich nach der Carolina, nach Karls V. „peinliche Hals- und Gerichtsordnung" gegriffen, deren Titelkupfer mit den Tortur- und Marterwerkzeugen jedem echten Polizeimann eine wahre Herzstärkung gewährt."

„Um Gottes Willen — halten Sie ein! — Was verstehen Sie denn wohl vom „römischen Recht?!"

„So? — Gerade genug, um Ihnen sagen zu können, daß nach „römischem," wie nach „preußischem allgemeinen Landrecht" es immer auf den „dolus" ankömmt, um eine Schuld zu prüfen, festzustellen und nach Ihrer Carolina mit Daumschrauben, Halseisen und Schandpfahl zu bestrafen. He! Merken Sie was, Herr Polizeimeister? — „dolus," die böse Absicht — nachher kommt erst „dolorosus" d. h. Bruder Schmerzenreich — —"

„Hören Sie auf, mir wird — —"

„Ausreden lassen! — Jetzt bin ich einmal dabei

einen Polizeimenschen abzucapiteln, der in blindem Eifer ein anderes Menschenkind in das Unglück stürzen will. Die Gelegenheit dazu kommt nicht alle Tage und ich darf sie mir daher jetzt nicht entgehen lassen. Darum also: ihr Polizeimenschen verdreht römisches und allgemeines Landrecht, fangt mit dem dolorosus an und bereitet ihm Folterqualen, bis er vor Angst und Schmerzen den dolus zu der Schuld bekennt, um nur von allen Qualen erlöst zu werden. Mich aber kriegt Ihr nicht in eure Halseisen, Verehrtester. Meinen Scherzen fehlt der dolus, dolus, dolus! Merken Sie sich das und nun gehen Sie hin und lernen Sie was."

„Etwas habe ich schon jetzt gelernt."

„Nicht wahr? Was denn z. B., liebster Bürgermeister?"

„Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, wie ungemein nützlich und nothwendig das Studium der lateinischen Sprache — selbst für einen Lieutenant ist, um das römische Recht im Urtext lesen und Andere darüber belehren zu können: wie — wie schwer unverdaute lateinische Brocken einen Lieutenantsmagen drücken — hahahaha!"

„Versteht sich! hahaha! weil sich ein Lieutenant keines Polizeimagens zu erfreuen hat."

„Wissen Sie was, Herr Lieutenant," meinte der Bürgermeister mit geheimnißvoller Miene, „wenn

es Ihnen doch, trotz Ihres Dolus an den Kragen gehen sollte, so können Sie sich ja um die Professorenstelle bewerben, die bei der juristischen Facultät da drüben gerade vacant ist. Das wäre jetzt ein Abmachen, wenn wir einmal in Bonn sind. Sollten Sie dann im Wintersemester über römisches Recht lesen, so können Sie überzeugt sein, daß ich aus alter Kameradschaft und neuer Hochachtung Ihrer Rechtskenntnisse, als Zuhörer nicht fehlen werde, wenn Sie erstens kein Honorar verlangen und zweitens außer römischem Recht auch bayrisches Bier und Cigarren vortragen. — Brrr!"

Der Rittmeister unterbrach mit diesem Brrr! meine Entgegnung und parirte vor einem Gasthause, denn das Rheinufer lag vor uns und die fliegende Brücke legte eben an.

Das Fuhrwerk wurde schnell dem Hausknecht anvertraut und mit einiger Beschleunigung erreichten wir noch rechtzeitig die Fähre. Auf derselben verabredeten wir, daß der Bürgermeister allein zum Staatsprocurator gehen sollte, um die Geschichte womöglich ohne Nennung meines Namens zu aplaniren.

„Hier, Bürgermeisterchen, ist eine Weinschänke. Hier werde ich Sie erwarten und ein Specialche auf Ihre Gesundheit trinken."

„Trinken Sie lieber auf Ihr eigenes Wohlergehen!"

„Auch das wird geschehen, aber erst in zweiter Instanz, wenn Sie nach dem ersten Specialche noch nicht zurück sind. Kommen Sie nun mit Ihrem Freunde, dem Staatsprocurator, ohne mein Zuthun zurecht, so werden Sie einsehen, mein bester Kamerad, daß mein Nichthervortreten am nützlichsten ist. Andernfalls holen Sie mich von hier ab und wir werden das Weitere ersehen."

Wir schieden unter Händedruck und ich betrat das Wirthshaus, dessen Druidenkreuz mit grünem Rautenkranz mir so freundlich zugewinkt hatte.

Eine stramme Dirne credenzte mir ein Specialchen Moselwein und bald kräuselten sich meine Cigarrenwolken im Gastzimmer, das von anderen Gästen bei so früher Morgenstunde noch nicht besucht war. So befand ich mich mit meinen Genüssen in vollständiger Einsamkeit, nachdem sich auch die vierschrötige Hebe wieder entfernt hatte; ich konnte so die Vorgänge des interessanten Morgens in aller Ruhe und Gemüthlichkeit recapituliren.

Es ist ein eigenes Ding mit der Einsamkeit. Alles was ich mir und meinem Freunde während der vorangegangenen Stunde vorgeschwätzt hatte, bekam hier, im ruhigen einsamen Aufenthalte mit einemmale eine ganz andere Färbung. „Wie nun aber? — Wenn nun doch? — Wäre es nicht leicht möglich, daß?" — das waren die Anfänge von

Fragen, welche sich in bunter Reihenfolge mir vor die Seele drängten, ohne daß sich vollständig befriedigende Antworten darauf entwickeln wollten. — Ich kam mir stellenweise vor wie ein ungezogener Bube, der an einem Grashalm mit dem bekannten: „Schelte, Prügel, gute Worte — Schelte, Prügel, gute Worte,“ sein Schicksal abzählt, das eigensinnig stets mit „Schelte,“ zur Abwechselung auch wohl einmal mit „Prügel“ aber partout nicht mit „guten Worten“ antwortet.

„Potz Blitz! — Ist denn der Moselwein hier so stark?“ dachte ich; denn es fing an, mir etwas wüst im Kopf zu werden. — Keine Wirkung ohne Ursache! — Aber der Moselwein war wahrhaftig unschuldig genug; davon überzeugte ich mich bald durch aufmerksame Prüfung auf inneren Gehalt. — Meine Gedanken? Nun, die waren lebhaft genug, aber doch wahrlich nicht der Art, um mir den Kopf zu verwirren. — Die Luft in der Stube? Ja freilich, die war dick genug; das ist ja ein merkwürdiger Dunst, und nicht einmal ein Fenster offen! —

„He, liebes Kind!“ rief ich die eben eintretende hundertfünfzigpfündige Hebe an. „Bringen Sie mir doch ein frisch Specialchen! Aber sagen Sie mir doch, rauchen die Oefen hier im Hause? Man kann ja kaum sein eigenes Wort vor Augen sehen!“

„Rauchen? — die Oefen rauchen net, Herr Offeceer, weil wir nur im Winter und nicht im Sommer heizen; aber Sie rauchen, Herr Offeceer?“

„Alle Hagel!“ — Nun wurde ich erst darauf aufmerksam, daß ich nicht allein schnell gedacht, sondern noch schneller gepafft hatte; denn meine erst vor wenigen Minuten angezündete Cigarre, die unglücklicherweise taubkohlig war, qualmte wie der Schornstein der gegenüberliegenden Schmiede und war mir schon dicht vor dem Schnurrbarte an drei verschiedenen Stellen durchgebrannt.

„Sie haben Recht, mein Kind!“ Fort mit Schaden! dabei warf ich die schaudereuse Cigarre in den Winkel. „Eure rheinischen Havannaschmokstengel brennen miserabel. Schnell noch ein Specialchen, sonst wird mir unwohl!“

„Halt, halt! Stina — Eine Flasche vom Besten!“ Mit diesen Worten stürzte der Bürgermeister zur Thür herein und schien meine Bestellung eben noch gehört zu haben.

„Engels-Rittmeisterchen! Lassen Sie sich umarmen. Steht Alles gut?“

„Vortrefflich, liebster Kamerad! Denken Sie sich nur: als ich zum Staatsprocurator eintrete, sehe ich, daß er eben die Klageschrift des Landraths vor sich hat und den verhängnißvollen Papierorden wohlgefällig betrachtet.“

„Ach, das ist ja prächtig, liebster Bürgermeister, daß Sie grade jetzt kommen. — Ich habe mir eben die ganze Geschichte nochmals überlegt, zergliedert und klargelegt, und finde nun, daß sie doch nicht der Art ist, um gegen den Baumeister einen Proceß anhängig zu machen. Es fehlt der eigentliche dolus in diesem Sinn."

„Ha! — Sehen Sie, Bürgermeisterchen?! — Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß auf den dolus nach heiligem römischen Recht Alles ankömmt!" So schrie ich vergnügt auf.

„Beruhigen Sie sich nur mit Ihrem heiligen römischen Recht und lassen Sie mich ausreden.

„Nur in diesem Sinn," sagte der Staatsprocuratur, d. h. um den Baumeister wegen Verhöhnung des königlichen Ordens vor Gericht zu ziehen. Im Uebrigen, meinte er, sei die Angelegenheit von der Regierung, nicht vom Gericht zu verfolgen und disciplinarisch zu bestrafen, also kommen der Herr Lieutenant doch noch vor's Brett.

„Haben Sie denn von mir gesprochen? Das ist gegen die Verabredung!" bemerkte ich, unangenehm berührt.

„Aha! — Jetzt kriegt er es doch mit der Angst," gab der Bürgermeister zurück. „Na, beruhigen Sie sich, sage ich Ihnen abermals, denn ich gab dem Staatsprocurator zur Antwort: „Auch

mit der Disciplinaruntersuchung ist es nichts. Der Landbaumeister ist so unschuldig wie ein Lamm; dagegen habe ich einen übermüthigen, jungen Freund, der ist es, welcher sich den Spaß gemacht hat, an den ich aber gar nicht dachte, weil meine Gedanken gleich den Verdacht auf den Baumeister warfen und festhielten, da vieles für die Richtigkeit desselben sprach."

„Nun, dann ist ja Alles in Ordnung," meinte der Staatsanwalt und wir lassen die ganze Sache auf sich beruhen. Ich will nur gleich dem Untersuchungsrichter Contre-Ordre zugehen lassen."

„Der inquirirt leider schon in Siegburg, wird dort aber wohl nicht viel herausbringen."

„Ach, das ist doch verdrießlich! Da müssen Sie schon die Mühe übernehmen, denselben auf Ihrer Rücktour sofort zu benachrichtigen."

„Das versprach ich denn, und nun, Herr Lieutenant, sehen Sie mich hier, um den Kummer von heut früh schleunigst hinunter zu spülen und dann mit Ihnen, großer Sünder, zurückzufahren."

„Gott sei Dank!" sagte ich. „So ganz angenehm wäre es mir doch nicht gewesen, den dummen Spaß weiter breitgetreten zu sehen. Nun geben Sie meinen Orden her. Tragen dürfen Sie ihn doch nicht und aufbewahren werde ich ihn allein — zur warnenden Erinnerung."

„Den Orden?“ fragte der Bürgermeister verdutzt — „den habe ich mir nicht zurück geben lassen.“

„Menschenkind! Den haben Sie nicht zurückbegehrt? — wie unvorsichtig! — Da kann ja alle Tage die Geschichte wieder aufgewärmt werden. „Quod non est in actis, non est in mundo,“ sagt der Lateiner und das römische Recht, d. h. hier: so lange der Orden bei den Acten, ist er nicht aus der Welt.“

„Hilf Himmel! Haben Sie schon wieder lateinisches Magendrücken?“ rief der Bürgermeister. „Schweigen Sie nur und ich will sofort nochmals zurückgehen, um den Orden zu holen.“

Der Rittmeister ging. Wer aber den Orden nicht zurückbrachte, war der Bürgermeister. Auf sein Ansuchen um Auslieferung des corpus delicti hatte der Staatsprocurator gelächelt und gesagt: „Nein, alter Freund, damit ist es nichts, der bleibt bei den Acten.“

Dennoch kam der Rittmeister mit einem von ihm hochgehaltenen Schreiben zurück und rief mir entgegen:

„Hier, hier, das hätten wir beinahe vergessen!“

„Was denn? — Sie gingen ja eben zurück um es zu holen?“

„Ach von Ihrem vermaledeiten Orden ist nicht mehr die Rede, der bleibt vorläufig bei den Acten,

wird aber später vielleicht an die Berliner Kunstkammer geliefert, um ihn gegen Eintrittsgeld sehen zu lassen. Aber etwas Besseres! — den Instructions-Richter hatten wir ja ganz vergessen."

„Ah so! Und den bringen Sie nun, in Papier gewickelt —?"

„Dummes Zeug! Die Rückberufungsordre bringe ich, damit Sie ihm in Siegburg nicht in die Hände fallen. Haben Sie es nun capirt, Bester?"

„Vollständig! Das war Sache des Staatanwaltes, in dessen Angelegenheiten ich mich nicht mische, nachdem ich erfahren, wohin die Thätigkeit in fremden Departements führt."

Unter dergleichen Scherzen wurde die Rücktour angetreten und heiter zu Ende geführt, wenigstens bis zur Sieg, wo ich mich vom biederen Str. verabschiedete. Wir blickten uns dabei gegenseitig in die Augen und eine kurze Pause trat ein, dann lachten wir Beide laut auf.

„Was lachen Sie denn?"

„So frage ich! — Ich kann wohl lachen, daß mein Scherz so überaus glücklich und effectreich durchgeführt ist. Sie aber, Aermster, thun mir leid, denn Sie sind dabei um Ihren Orden gekommen. Na, lassen Sie's gut sein, es kann Ihnen später nicht fehlen," sagte K., dabei zeigte ich aufs oberste Knopfloch, wie der Landbaumeister vor einigen Wochen.

Da hieb der Bürgermeister auf die Pferde — fort war er. — Schön Bärbchen harrte meiner schon an der Sieg. — Wie kam sie mir doch viel schöner und liebenswürdiger vor, als heut früh! Und welche tiefe philosophische Lehre ist da wieder draus zu ziehen, daß einem alles in der Welt, selbst ein schönes Mädchen, in verschiedenem Licht erscheint, je nachdem man, die von der Gemüthsstimmung dirigirte rosa, grüne oder schwarze Brille auf der Nase hat.

Die meinige war für den Augenblick wieder rosa. — Schön Bärbchens lieblicher Blick dankte für das Fährgeld. Ihr Bild konnte ich nur bis zu den ersten Häuserreihen Siegburgs im Herzen bewahren, denn nun stieg mir am Horizonte der Freude eine neue Sonne, Laura, auf, welche ich am Morgen als jugendliche Mater dolorosa verlassen hatte.

Ach! da liegt ja schon das „Gasthaus zur Stadt Köln" vor mir! Sehe ich recht? — Ja, wahrhaftig, da öffnet sich ein Fenster und Laura schaut hinaus auf die Straße — nach mir natürlich! O, die gute Seele harret meiner! — Ich will dich trösten, die Thautropfen des Schmerzes und Kummers von deinen Wangen —? Holla! Nur nicht zu hitzig ins Geschirr gegangen! Ja, ja! Es bleibt doch wahr, daß uns ein kleines, gemeinschaftliches Geheimniß schnell zusammenführt und — — —

Das waren so Gedankenspäne, welche ich im Weitergehen schnitzte, bis ich deutlich gewahr wurde, daß Laura selbst jetzt den Schnitzer machte und mir mit dem weißen Taschentuch ein Willkommen, oder was es sonst bedeuten sollte, zuwinkte. Ich bekam darüber einen solchen Schrecken, daß ich stehen blieb. Dann aber bemerkte ich doch, daß sie einen Schritt zurückgetreten war und sich den Anschein gab, als ob sie Fliegen jagte. — „Ach die Weiber, die Weiber, wer ihnen vertraut 2c." — summte ich mir nach der kürzlich im Theater gehörten Melodie. Aber lernen kann man von ihnen etwas, und so zog auch ich mein Taschentuch und that, als ob mir eine Fliege auf der Nase säße, d. h. ein recht großer Brummer, der nicht früher nachläßt mit seinen Unverschämtheiten, als bis man ihm eins mit dem Peitschenstiele auf den Rüssel gibt.

Von neuem erschreckte ich und dießmal doppelt, denn einerseits bemerkte ich jetzt erst, daß mein seidenes Taschentuch die Farbe der Liebe trug, was zu Mißverständnissen führen konnte, dann aber — und das war die Hauptsache — sah ich hinter Laura die Erscheinung meines Freundes C. — Fort war mein Taschentuch. O, falscher Freund, falsche Laura! So habt ihr meine Abwesenheit benützt? An seinen wieder getötheten Wangen erkannte ich jetzt auch, daß er nicht nur Laura, sondern

sich selbst auch getröstet hatte. „Ach wie so trügerisch —!"

Nun, jedes Ding hat seine zweiunddreißig Seiten, dachte ich, und wenn ich nur die eine recht betrachte, daß mir der liebe Jüngling als Blitzableiter für Laura's etwaige electrischen Herzenszuckungen zu dienen vermag, so ist das keine schlechte Seite — „Gott segne euch, Kinder!"

Mit diesem frommen Wunsche im Herzen trat ich den Beiden entgegen und wurde nun bestürmt mit einem „Na wie steht's?" nach dem anderen.

Statt aller Antwort zog ich zunächst meine Depesche und Rückzugsordre aus dem wattirten Busen.

„Hier, Fräulein Laura, thun Sie mir den Gefallen und besorgen Sie — —"

„Nicht um eine Million!" schrie sie förmlich auf und war blaß, wie der Tod. Freund C. angelte schon mit den Armen aus, um bei einer etwaigen Ohnmacht mir eine jede Mühe zu ersparen.

„Nun, nun! So hören Sie doch recht, Fräulein Laura; es ist ja eine Ordre für den Untersuchungsrichter, alle Dummheiten hier zu unterlassen und schleunigst nach Bonn zurückzukehren."

Da seufzte Laura auf mit einem „Gott sei Dank." Zwar ist er uns hier im Hause noch mit keiner Frage beschwerlich gefallen, aber ich schwebte

doch in fortwährender Angst, daß dieß jeden Augenblick losgehen würde, seitdem er von der Post wieder zurück ist. Aber nun erzählen Sie doch, Herr Lieutenant, was ist das für eine Geschichte mit dem unglückseligen Brief?"

„Schönes Kind," flüsterte ich, „das ist Staatsgeheimniß. Bringen Sie zunächst eine Flasche Wein für uns, dann will ich Ihnen erzählen, soviel Sie überhaupt wissen dürfen."

Schnell wie der Blitz war meine Flasche und ein paar Gläser auf dem Präsentirteller wieder da.

„Nun?" fragte sie wieder, als eingeschenkt war.

„In Ostende sind Schiffe, mit Engländern an Bord, gelandet," flüsterte ich ihr ins Ohr.

„Gibt's nun Krieg?" Diese Frage beantwortete ich mit bedeutungsvollem Achselzucken und — sie verschwand.

Jedenfalls hat sie nicht reinen Mund gehalten und sich dadurch blamirt, denn nur so vermag ich es mir zu erklären, daß Laura mich späterhin nicht mehr so freundlich ansah als früher. Auch mit v. C. hatte ich meine Last, da er mehr wissen, als ich ihm sagen wollte.

Die dadurch hervorgerufene kleine Mißstimmung verhinderte jedoch nicht, daß ich noch während meines Aufenthaltes am Rhein eines schönen Tages eine Karte erhielt, die wohl auch viele von Ihnen,

meine Herren, empfangen haben werden, mit der Aufschrift:

Als Verlobte empfehlen sich:
Laura K—.
Victor v. C—.

Wie dieß Kapitel zum Schluß gelangte, werden Sie, meine Herren, besser wissen als ich, dem es unbekannt geblieben, ob unserm Freund C. ein „Hauskreuz“ verliehen worden ist, wie meinem Freund Str. ein wirklicher und veritabler Adlerorden mit mehr oder weniger Schleifen, Eichenlaub und Brillanten.

Meine Geschichte, welche Sie aus meinem Munde hören wollten, ist hiermit übrigens ebenfalls zu Ende,

Und die Moral von der Geschicht,
„Foppt keinen Bürgermeister nicht!“

Hiermit, meine Herren, nehme ich Abschied von Ihnen, denn ich muß früh schon weiter reisen. Stoßen Sie an:

„Auf frohes Wiedersehen nach abermals dreißig Jahren! — Wer lacht da?“

In demselben Verlage sind erschienen:

Dahn, Felix, Sind Götter? Die Halfred-Sigskaldsaga. Eine nordische Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert. Mk. 4. 50 Pf.

Ebner-Eschenbach, Freifrau M. v., Erzählungen. (Ein Spätgeborner. — Chlodwig. — Die erste Beichte. — Ein Edelmann. — Die Großmutter.) Mk. 5. —

— — eleg. gbdn. Mk. 6. —

Geibel, Em., Heroldsrufe. Aeltere und neuere Zeitgedichte. 8⁰. 4. Auflage. Mk. 4. —

— — eleg. gbdn. Mk. 5. 20 Pf.

Kobell, Fr. v., Gedichte in oberbayerischer Mundart. 8⁰. 7. Auflage. Mk. 3. 50 Pf.

— — eleg. gbdn. Mk. 4. 50 Pf.

Steub, Ludw., Kleinere Schriften. 3 Bde. (Reiseschilderungen. — Literarische Aufsätze. — Tirolische Miscellen.) Mk. 15. —

(Jeder Band wird einzeln abgegeben.)

Waldmüller, R. (E. Duboc), Leid und Lust. Novellen. 3 Bde. Mk. 14. —

(Jeder Band wird einzeln abgegeben.)

